Susanne Dietmann

aus Deutschland

Stipendiaten-Aufenthalt in Bolivien

vom 6. Oktober bis 17. November 2012

Die Kokapflanze in Bolivien – Fluch oder Segen?

Von Susanne Dietmann

Bolivien, vom 6. Oktober bis 17. November 2012

Inhalt

1. Die Autorin 90

2. Kokaparty in Bolivien 91

3. Grünes Gold – Handelsware Koka 96

4. Coca no es cocaina – Koka ist nicht Kokain! 100

5. TIPNIS oder „Die Demokratie Boliviens im Jahre 2012“ 105

6. Im Auftrag der Koka 110

7. Kompost statt Drogen 113

8. Weg mit der Kapitalistenbrause? 119

9. Die Zukunft liegt in der Koka 122

10. Noch mehr Koka-Prophezeiungen 127

11. „Ständig denkt man, sie kriegen einen“ 130

12. Hinter Gefängnismauern 133

13. „Jetzt kann die gute Stunde beginnen...“ 138

14. Alternative Stevia 141

15. Koka für den Herrn der Bergleute 145

16. Der grüne Gesundmacher 150

17. Get the best out of La Paz and Bolivia 154

18. Übrigens... 15 skurril-spannende Kokafakten zum Schluss 156

19. Danke 160

„Die Verteidigung der Koka ist wie die Verteidigung unserer Kultur,
unserer Weisheit und unserer Naturmedizin.
Wir verteidigen damit unser Leben, Mutter Erde.
In ihr pulsiert die Hauptschlagader der Natur.“

Leonilda Zurita, frühere Kokagewerkschafterin

„Das Kokablatt hat zwei Gesichter – ein grünes und ein weißes.
Das Grüne steht für das Gute, den traditionellen Gebrauch der Pflanze.
Auf der anderen Seite steht das Kokain, der Drogenhandel,
den wir nicht ignorieren dürfen.
Wir dürfen die Augen nicht vor dieser Wirklichkeit verschließen.“

Ana María Lema, Doktorin der Geschichte

„Sämtliche Koka zu vernichten wäre dasselbe,
wie einem Lama im Andenhochland das Fell abzuziehen.
Kein Tier kann hier ohne sein Leder überleben,
es würde sofort zugrunde gehen.
Einem Menschen in den Anden seine Koka wegzunehmen wäre so,
als ob er gehäutet würde.
Eine ganze Kultur würde vernichtet.“

Mauricio Mamani Pocoata, bolivianischer Naturwissenschaftler

1. Die Autorin

Heimatverbundenheit und Bodenständigkeit wird den Schwaben nachgesagt, Verschlossenheit und Sparsamkeit – böse Zungen sprechen sogar von Geiz. Als Schwäbin, die seit zwölf Jahren im nordrhein-westfälischen Exil lebt, kann ich Ersterem nur zustimmen. Bis heute genieße ich die leider viel zu seltenen Heimatbesuche und bekoche Freunde aus nah und fern regelmäßig mit selbst gemachten Spätzle, Maultaschen, Linseneintopf und Co. Aber bodenständig, verschlossen und geizig? Fehlanzeige! Kurz vor dem Abitur plünderte ich mein Sparbuch für die erste große Fernreise nach Chile. Im Gepäck viel Neugier, die ersten Brocken Spanisch und ja – ich geb' es gerne zu – auch eine Spätzlepresse. Immer mit dabei war auch mein kleines Notizbuch, in dem ich versuchte, all' meine Eindrücke zu sammeln: von Begegnungen mit Opfern der Pinochetdiktatur, mit Vertretern vom Volk der Mapuche und vielen anderen spannenden Persönlichkeiten. Zum Essen sei nur so viel verraten: Die Chilenen waren von den selbst gemachten Kässpätzle nicht wirklich angetan, während bei mir der chilenische Schafskopf-Eintopf auf wenig Gegenliebe stieß... Aber auch wenn ich kulinarisch mit den Menschen vor Ort nicht immer auf einer Wellenlänge war, so ist nach der ersten Fernreise eines geblieben: die Begeisterung für Lateinamerika.

Nach zehn Lateinamerikareisen reichen meine Spanischkenntnisse inzwischen über hola, gracias und amigo hinaus. Mit dem Wortschatz ist auch die Neugier und Abenteuerlust gewachsen, noch mehr über diesen einzigartigen Kontinent, seine Bewohner und seine zahlreichen Kulturen zu erfahren. Nach fünf Jahren Studium darf ich mich inzwischen Wirtschaftsgeografin schimpfen und seit einem Volontariat beim Institut zur Förderung publizistischen Nachwuchses auch Redakteurin. Seit 2008 arbeite ich als Redakteurin bei einem Kinderhilfswerk in Aachen in einem spannenden internationalen Umfeld. Ein Job, der mir dankenswerter Weise auch immer wieder Projektreisen ermöglicht. 2011 führte mich eine dieser Reisen erstmals nach Bolivien. Zahlreiche spannende Kinderhilfsprojekte habe ich damals besucht –Einrichtungen für Straßenkinder, Projekte für Jungen und Mädchen mit Behinderungen, Ernährungsprogramme und viele mehr. In Cochabamba, der drittgrößten Stadt Boliviens, begleitete ich eine Projektpartnerin in drei überfüllte Gefängnisse. Neben häuslicher Gewalt, Diebstahl und anderer Straftaten, verbüßten viele der Insassen aufgrund von Drogendelikten eine Haftstrafe. Im Chapare, dem zweitgrößten Kokaanbaugebiet weltweit, hatten sie illegal Kokapflanzen angebaut, Kokainpaste und Kokain hergestellt oder als Maulesel versucht, Kokainkapseln außer Landes zu schmuggeln.

Gleichzeitig erlebe ich die andere, positive Seite der Kokapflanze. Als Allheilmittel wird sie gegen die Höhenkrankheit und allerlei andere Beschwerden eingesetzt. Viele Menschen erzählten mir auch vom „heiligen Kokablatt“, das bis heute bei religiösen Ritualen und Zeremonien der indigenen Bevölkerung eingesetzt wird. Nach der Reise löcherten mich Freunde, was es denn jetzt genau mit der Kokapflanze auf sich habe, wie es sich anfühlt Kokablätter zu kauen und warum um alles in der Welt es verboten ist, harmlose Teebeutel mit Kokatee nach Deutschland zu importieren. Fragen, auf die ich oft auch keine Antwort hatte, die mich jedoch neugierig machten, selbst mehr über das Thema zu erfahren. Mit diesen und noch viel mehr Fragen im Gepäck bin ich im Herbst 2012 schließlich erneut nach Bolivien aufgebrochen – zu meiner persönlichen Kokareise. Zurückgekommen bin ich mit rund 3.000 Fotos, zwei vollgeschriebenen Notizbüchern und jeder Menge Geschichten rund um das kleine grüne Blatt. Ich habe erfahren, welche Zukunft die Koka mir vorhersagt, warum sich manch ein Bolivianer Kokablätter unter die Augen klebt und auch, wer der größte Feind der Kokapflanze ist. Aber lesen Sie selbst...

2. Kokaparty in Bolivien

„Das war ein ziemlich kalter Wintertag“, werden sich manche Deutsche vielleicht noch an den 11. Januar 2013 erinnern. Aber sonst? Ein ganz normaler Freitag eben. Wochenendanfang. Zumindest in Deutschland ... Ganz anders erlebten viele Menschen in Bolivien diesen Tag. Von Kokaparties und Paraden durch die Straßen von La Paz berichteten nationale und internationale Medien, von Menschen, die Kokablätter kauend durch die Straßen zogen und sich gegenseitig die für sie so wertvollen Blätter schenkten. Zahlreiche Kokabauern aus dem nahe gelegenen, traditionellen Kokaanbaugebiet Yungas waren zum Regierungssitz gereist. Auch im Departement Cochabamba, wo das zweite Kokaanbaugebiet Boliviens, der Chapare, liegt, war der Jubel auf den Straßen groß. Hier versammelten sich Mitglieder der einflussreichen Gewerkschaft der Kokabauern zum gemeinsamen Kokakauen auf der Straße.

Der Grund für die Freude und Partystimmung: Die Vereinten Nationen hatten das Kokablatt nach mehr als 50 Jahren von ihrer Liste der verbotenen Substanzen gestrichen – ein großer Erfolg für die Außenpolitik des südamerikanischen Staates, aber auch für die Bürger des Landes. 1961 hatten die Vereinten Nationen das Einheitsabkommen über Betäubungsmittel (Single Convention on Narcotic Drugs) verabschiedet. Ziel des internationalen Ver-

tragswerks war es, eine Basis zur weltweiten Drogenkontrolle zu schaffen und die Verfügbarkeit von Drogen einzuschränken. Da Kokablätter mithilfe von chemischen Zusätzen zur Droge Kokain weiterverarbeitet werden können, standen auch sie auf der UN-Liste der verbotenen Substanzen. Neben dem absoluten Verbot des Anbaus und der Nutzung der Kokapflanze wurde auch jeglicher Konsum des Blatts verboten, darunter auch das Acullico, das traditionelle Kauen des Kokablatts.

Koka als fester Bestandteil der andinen Kultur

Zwar war auch die bolivianische Regierung daran interessiert, die Herstellung und den Handel mit Kokain einzudämmen, gleichzeitig ging es ihr um den Erhalt einer langen Tradition: Seit rund 5.000 Jahren ist das Kokakauen und die Verwendung der Kokablätter bei sakralen Bräuchen fester Bestandteil der andinen Kultur. Daher forderte Bolivien die Revision der entsprechenden UN-Konvention. Außenminister David Choquehuanca reiste nach Europa, um in Schweden, Belgien, Großbritannien und weiteren Ländern für die Legalisierung der Kokapflanze zu werben. Präsident Morales selbst brachte 2009 zum UN-Drogengipfel nach Wien Kokablätter mit. Er kaute sie auf dem Podium vor allen Anwesenden und pries währenddessen die gesundheitlichen Vorteile der Pflanze. Doch alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Zwar wurden den anerkannten Kokaproduzenten Bolivien, Ecuador, Peru und Kolumbien in einem Zusatzabkommen die traditionelle Nutzung und der kontrollierte Anbau der Kokapflanze erlaubt, das Kauen von Kokablättern galt laut UN-Recht jedoch weiterhin als strafbar. Im Jahr 2011 kündigte Morales schließlich in einem Brief an UN-Generalsekretär Ban Ki-Moon den Austritt Boliviens aus der UN-Konvention an.

Seit Januar 2013 ist Bolivien wieder Mitglied im UN-Übereinkommen, das den Konsum von Kokablättern wieder gestattet. Der Export der Blätter bleibt jedoch weiterhin verboten. Ein Jahr lang hatten die übrigen 184 Unterzeichnerstaaten Zeit, um über die Wiederaufnahme Boliviens abzustimmen. Nur 15 von ihnen, darunter auch Deutschland, Frankreich und die USA, waren dagegen. „Das Kokablatt wurde auf internationaler Ebene verboten, verteufelt und kriminalisiert“, sagte Präsident Evo Morales gegenüber einer Nachrichtenagentur. „Die Entkriminalisierung bedeutet die breite Anerkennung unserer Identität, unseres Kokablatts und des Kokakauens.“

Nach dem nächsten Regen ist nichts mehr zu sehen

In der Tat ist das Kokakauen in Bolivien nicht wegzudenken. Läuft man durch die Straßen, so fallen einem sofort unzählige dunkelgrüne zermalmte und vollgespeichelte Blätterhäufchen auf. So wie in Deutschland trotz Geldstrafen zahlreiche Kaugummis und Zigarettenstummel die Fußgängerzonen verunreinigen, findet man in dem südamerikanischen Land vor allem die Überreste der Acullico-Tradition – des Kokakauens. Einziger Vorteil: Die Pflanzenreste sehen zwar ähnlich unansehnlich aus wie ein ausgespuckter Kaugummi, nach dem nächsten Regenguss ist allerdings nicht mehr viel davon zu sehen.

Vor rund 5.000 Jahren allerdings dürfte sich noch niemand an den grünen Überresten gestört haben. So alt ist die Technik des Acullico bereits. Damals begannen die Bewohner der Höhenregionen Boliviens mit dem Kauen von Kokablättern, um Sauerstoffmangel und Kälte durchzustehen und große Wegstrecken im Andenhochland zurückzulegen. Die Blätter halfen, das Zuckerniveau im Blut zu stabilisieren und den Energieverbrauch des Organismus zu verbessern. Bis heute hat sich die Technik des acullicar, pijchar oder chacchar, wie das Kauen der Kokablätter auch genannt wird, nicht verändert. Ich lerne sie von Coco, einem Freund aus Cochabamba. Im Morgengrauen machen wir uns mit seinem Geländewagen auf den Weg in ein abgelegenes Städtchen im rund 200 Kilometer entfernten Departement Ayopaya. „Wir brauchen mindestens sechs Stunden“, sagt er vor der Abfahrt, „vielleicht aber auch acht oder mehr.“

Freie Fahrt dank Kokablättern

Unsere wichtigste Wegzehrung: ein großer Beutel Kokablätter und ein kleiner Block Llita, eine alkalische Substanz, die meist aus der Asche von Bananenstauden oder Hirse hergestellt wird. Die Wegstrecke, die nach der Regenzeit völlig ausgespült ist, erfordert vom Fahrer höchstes Geschick und Aufmerksamkeit. Doch auch die Mitfahrer sind gefragt: Immer wieder müssen wir aussteigen und mit Hacke und Schaufel die Straße notdürftig reparieren. Mehr als 3.000 Höhenmeter legen wir zurück. Auch hierbei sollen die kleinen grünen Blätter helfen. Das Kauen der Kokablätter trägt wesentlich zur Anpassung an die Höhe bei, das haben Mediziner schon vor vielen Jahren bewiesen. Es verbessert die Sauerstoffzunahme, verhindert das Verkleben der Blutblättchen und reguliert den Glucose-Stoffwechsel. Das bestätigt auch eine Studie des bolivianischen Instituts für Höhenbiologie (Instituto Boliviano de Biologia de la Altura, IBBA).

Vorsichtig reicht Coco mir den Beutel mit den Kokablättern. „Die Stile musst du abmachen, den Rest schiebst du dir in den Mund“, erklärt er. Zweite Lektion: Obwohl einen der Name leicht in die Irre führen kann, gekaut wird nicht. Zuerst werden die Blätter leicht zwischen den Zähnen zerdrückt, das soll die Zellen öffnen. Anschließend schiebt man die Blätter in die Backe und saugt daran. Nach einigen Minuten bricht man ein Stückchen Llita ab, das man zu den Kokablättern in die Backentasche schiebt. Die Substanz wird in kleinen grauen Rollen oder Platten überall auf dem Markt angeboten, meist gleich neben den Kokablättern. Sie dient vor allem dazu, die Alkaloide aus den Blättern zu lösen.

Bitter, süßlich und am Ende betäubend

„Und wie schmeckt das dann?“, haben Freunde in Deutschland immer wieder gefragt. „Was spürt man?“ Zunächst einmal nicht viel. Die Blätter sind hart und schmecken recht bitter, ein bisschen nach Heu vielleicht. Nach einer Weile, spätestens aber wenn man ein Stückchen der süßlichen Asche hinterher geschoben hat, verschwindet dieser bittere Geschmack. Vielmehr verschwindet jegliches Gefühl im Mund. Alles fühlt sich taub an. Wegen dieser betäubenden Wirkung wird vorgekaute Koka in der andinen Medizin auch als Anästhetikum bei Knochenbrüchen, Zahnbehandlungen oder anderen Erkrankungen angewandt. Gleichzeitig soll, so einige Wissenschaftler, auch die Müdigkeit verschwinden und einem Zustand der Wachheit und Euphorie weichen. Bei mir bleibt diese Wirkung jedoch aus – ich fühle mich mit den Blättern im Mund auch nicht viel munterer als vorher. Einziger Unterschied: Die Backe wird langsam lahm und ich habe das Gefühl, extrem viel Speichel zu produzieren. Etwas Geselliges hat der gemeinsame Blätterverzehr dennoch: Wie wir im Auto sitzen und abwechselnd in die Tüte greifen, erinnert kurzzeitig an einen Fernsehabend mit einer Tüte Chips. Doch bin ich froh, als ich mich beim nächsten Stopp unauffällig der grünen Kugel entledigen kann. Von da an verzehre ich nur noch Kokablätter, wenn ich dazu eingeladen werde und es die Höflichkeit verlangt.

Jorge Hurdato, Psychiater, langjähriger Kokaforscher und selbst begeisterter Kokakauer, beschreibt die Wirkung der Blätter aus fachlicher Sicht: „Man wird nicht nur aktiver, auch die sensorischen Funktionen werden nach dem Gebrauch der Blätter intensiver. Außerdem tritt ein leichtes Gefühl der Bewusstseinserweiterung auf, was auch die Verwendung der Koka bei religiösen Ritualen erklärt.“ Gleichzeitig spricht er von „euphorischen, glücklichen und optimistischen Gefühlen“, die das kleine grüne Blatt auslöst. Nicht

zu vergessen den Rückgang von Bedürfnissen wie Hunger, Durst und Müdigkeit. Bergleute und Bauern kauen deswegen zwei- bis dreimal täglich Koka, bei besonders harter Arbeit sogar viermal oder öfters. Und Hurtado garantiert: Nebenwirkungen seien ausgeschlossen. Konsumenten können laut seiner Aussage das Kokakauen jederzeit einstellen – ganz ohne physische oder psychische Nebenwirkungen.

Verräterische Hamsterbacken

Aus dem bolivianischen Alltag ist das Kokakauen jedenfalls nicht wegzudenken. Rund zwei Millionen Bolivianer kauen regelmäßig Kokablätter, sprich jeder fünfte Bürger. Vom Studenten über den Busfahrer, den Minenarbeiter bis hin zum Präsidenten Evo Morales – überall im Land sieht man Menschen mit kleinen bunten Stoffbeuteln, so genannten ch'uspas, in denen sie ihre Kokablätter aufbewahren. Muss es schnell gehen, tut's auch die kleine Plastiktüte vom Verkaufsstand an der Straße. An der von der Kokakugel dick ausgebeulten Wange erkennt man die Konsumenten schon von Weitem. An den Anblick der stark grün verfärbten Zähne, sobald sie den Mund öffnen, muss ich mich allerdings erst gewöhnen. Doch auch hier sollen die grünen Blätter Wunder wirken. Erzählen doch gleich mehrere Mediziner, dass sie auch wirksam gegen Karies seien. Und noch eines fällt auf: In Bolivien scheinen viel weniger Menschen zu rauchen als anderswo auf der Welt. Nur ein Eindruck? Oder vielleicht doch ein positiver Nebeneffekt des Kokakauens?

Mittlerweile wissen jedenfalls nicht nur traditionelle Bolivianer den Gebrauch zu schätzen, sondern auch viele Zugezogene. So treffe ich im Büro einer internationalen Entwicklungsorganisation auf den Agrarexperten Harald aus Deutschland. „Wie du siehst, bin ich leidenschaftlicher Konsument", sagt er und deutet lachend auf eine große Plastiktüte voller Kokablätter neben seinem Laptop. Und auch bei Treffen internationaler und einheimischer Fachkräfte seien Kokablätter nicht mehr wegzudenken, erzählt mir ein Freund. „Statt Keksen stehen dann säckeweise Kokablätter auf dem Tisch", erzählt er und lacht. „Sonst würden manche gar nicht erst zu den Konferenzen kommen." Findet also eine Annäherung an die bolivianische Kultur statt? Eine Akzeptanz oder sogar ein Adaptieren der Jahrtausende alten Traditionen? Viele Bolivianer jedenfalls sind glücklich über den „Sieg" ihres heiligen Kokablatts. „Endlich hat die Welt verstanden, dass das Kokablatt nicht mit Kokain gleichzusetzen ist", sagt ein Paceño nach Bekanntgabe des UN-Urteils einem lokalen Fernsehreporter, bevor er wieder in der feiernden Menge verschwindet, die Backe und die Hände voller Kokablätter.

3. Grünes Gold – Handelsware Koka

Dienstagmorgen kurz vor 9 Uhr. Auf dem Kokagroßmarkt im Stadtteil Villa Fatima in La Paz herrscht reges Treiben. An kleinen Buden rund um das mehrstöckige grüne Gebäude nehmen einige Männer und Frauen noch schnell ihr Frühstück zu sich: Salteñas, kleine mit Fleisch und Gemüse gefüllte Teigtaschen, dazu ein Glas Api, das traditionelle süß-würzige Getränk aus rotem oder weißem Mais. Zahlreiche fliegende Händler bieten ihre Waren an, dazwischen suchen einige streunende Hunde nach essbaren Resten. Rund um das Gebäude werden zahlreiche Lastwagen und Autos be- und entladen, mit riesigen weißen, roten und grünen Säcken. Der Inhalt: Koka aus den nahe gelegenen Yungas.

„La coca es vida“ – Koka ist Leben“, steht mit großen Lettern auf einem Schild an der Hauswand. Sieben Tage die Woche ist der Großmarkt geöffnet, ab fünf Uhr morgens liefern die Produzenten ihre Ware an, ab 8.30 Uhr dürfen Käufer diese abtransportieren. Einziges Verkaufsgut: Säcke, prall gefüllt mit jeweils 25 Kilogramm Kokablättern. Betrieben von der ADEPCOCA, der regionalen Gemeinschaft der Kokabauern, ist es der größte legale Kokamarkt in ganz Bolivien. Neben ihm gibt es nur noch einen weiteren staatlich lizenzierten Kokagroßmarkt im Stadtteil Sacaba in Cochabamba. Hier verkaufen die Kokabauern aus dem Chapare, dem zweiten Anbaugebiet des Landes, ihre Ware.

Rund 20.000 Bauern im Yungas leben vom Kokaanbau

Verlässt man Villa Fatima nach Norden, so kommt man nach wenigen Stunden Autofahrt in die Yungas. In Höhenlagen zwischen 1.200 und 1.800 Metern herrscht ein mildes Klima. Rund 20.000 Kokabauern gibt es in der Region nach offiziellen Schätzungen. In Terrassen bauen sie die kleinen grünen Blätter an, wie es schon ihre Vorfahren vor Tausenden Jahren getan haben. Bis heute ist die Kokapflanze eines der bedeutendsten Anbauprodukte der Region, das hier für den traditionellen Gebrauch angebaut wird. Jeder Familie steht ein Cato Koka zu, das entspricht einer Anbaufläche von 1.600 Quadratmetern. „Etwa sechs Säcke Kokablätter wirft ein Cato alle drei Monate ab“, erklärt Herbert Augustin Bracamonte Figuero, ein Agrarexperte aus den Yungas. Die legale Gesamtanbaufläche ist auf 12.000 Hektar festgelegt. Welche Pflanzungen zu den legalen gehören und welche nicht, ist jedoch nirgendwo genau festgelegt. Die UN-Drogenbehörde UNODC geht jedoch von einer rund dreimal so großen Anbaufläche aus. Zwar bauen die

Landwirte in den Yungas auch Kaffee, Kakao und Zitrusfrüchte an, die Koka ist jedoch das einzige Anbauprodukt, das drei bis viermal jährlich geerntet werden kann und entsprechende Gewinne abwirft. „Saftig und klein sind die Blätter“, schwärmen gleich mehrere Experten und Konsumenten. Es seien die besten Blätter zum Acullico, dem traditionellen Kokakauen, und für einen guten Kokatee. So sei es nicht verwunderlich, dass Menschen aus dem ganzen Land nach Villa Fatima reisen, um dort die hochwertigen Blätter aus den Yungas zu kaufen.

Das Urteil über die Ernte aus dem Chapare fällt dagegen meist negativ aus. Die Blätter wüchsen zwar viel schneller und seien auch größer, allerdings seien sie viel faseriger und bitterer im Geschmack als die Ernte aus den Yungas. Außerdem enthielten sie weniger Proteine und Alkaloide, dafür aber mehr Kokain, weswegen sie ohnehin nur zur Kokainherstellung verwendet würden, höre ich immer wieder. Im Gegensatz zu den Yungas blickt der Chapare auf eine viel kürzere Kokageschichte zurück. Bis in die 1960er Jahre wurde in der Region gar keine Koka angepflanzt. Nachdem die Weltmarktpreise für Zinn sanken und zahlreiche Minen privatisiert wurden, siedelten sich in den 1980er Jahren viele Minenarbeiter im Tiefland an und versuchten ihr Glück als Kokabauern – darunter auch die Familie des heutigen Präsidenten Evo Morales. Einige Zeit galt der Chapare als weltweit größtes Anbaugebiet für Kokasträucher, deren Blätter zu Kokain verarbeitet werden. Diesen Ruf hat die Region teilweise bis heute.

Drei, zehn oder fünfzig

„OK, ihr könnt fahren“, sagt einer der Beamten der DIGCOIN am Ausgang des Gebäudes, nachdem er die Dokumente zweier Männer im Pickup kontrolliert hat. Die Mitarbeiter der Staatsbehörde überwachen genau, wie viel Ware den Markt verlässt. AGIPCOCA wacht darüber, dass nur autorisierte Händler und Käufer zugegen sind, kontrolliert die Qualität der Ware und achtet auf die Sicherheit im Gebäude. Darüber, wie viele Kilo Kokablätter in Villa Fatima umgeschlagen werden, gibt es jedoch unterschiedliche offizielle Angaben. So sprechen die einen von drei, andere von zehn und manche sogar von knapp fünfzig Tonnen täglich. Offiziell dürfen die Bauern die Hälfte ihrer Ernte auf dem Großmarkt umschlagen, der Rest ist für den lokalen Markt bestimmt.

Aus allen Regionen der Yungas reisen die Kokabauern an, um in Villa Fatima ihre Ware zu verkaufen. Laut Gesetz dürfen sie bis zu 150 Kilogramm

Kokablätter im Monat verkaufen – also bis zu sechs Säcken. Coroico, Irupana oder Chulumani steht in großen, geschwungenen Lettern über den einzelnen Räumen auf zwei Etagen geschrieben. Die Namen verraten, aus welcher Region die Verkäufer genau kommen. Überall sind weiße, rote und grüne Säcke mit einem Aufdruck des großen AGIPCOCA-Emblems gestapelt. Eine Waage, Kokablätter und bestenfalls eine Sackkarre – viel mehr brauchen die Händler nicht für ihre Geschäfte. Während einige in angeregte Verkaufsgespräche verwickelt sind, sitzen andere auf dem Boden und schauen sich über flimmernde Fernsehapparate Telenovelas, südamerikanische Seifenopern, an, essen, wickeln ihre Kinder oder gönnen sich ein kleines Nickerchen.

Leben zwischen Kokasäcken

Nicht selten verbringen die Cocaleros, wie die Kokabauern in Bolivien genannt werden, mehrere Tage am Stück hier. Bis alle Ware verkauft ist. Zu weit und beschwerlich ist die Anreise, es würde sich für sie nicht lohnen, abends nach Hause zurückzukehren. Außerdem haben sie Angst, ihre Ware könnte nicht mehr da sein, wenn sie sie über Nacht alleine lassen. So spielt sich in den zahlreichen Hallen nicht nur der Verkauf ab, sondern auch Szenen aus dem Alltag. Vergilbte Girlanden und Luftballonreste zeugen von einer längst vergangenen Party. Zahlreiche Händler versorgen die Verkäufer mit allem, was sie brauchen: Essen, Getränken oder Zeitschriften, aber auch mit Sonnenbrillen, Kleidung oder Raubkopien von Kinofilmen.

Faustino stammt aus der Region Coroico, rund vier Autostunden von La Paz entfernt. Schon sein Vater war Kokabauer, erzählt er. Später sollen auch die Kinder in seine Fußstapfen treten. Seine sonnengegerbte Haut, die Schwielen an den Händen und sein leichter Buckel deuten auf die harte Arbeit hin, die er seit vielen Jahren verrichtet. Auf dem Kokagroßmarkt arbeitet Faustino als Galponero. Er wiegt die genaue Menge Blätter ab, verschließt die Säcke fachgerecht und versieht sie mit den nötigen Daten. Wie viele Säcke er täglich verkauft und was er damit verdient, darüber möchte der ältere Mann nicht sprechen. „Betriebsgeheimnis“, sagt er und lacht verschmitzt. Noch stapeln sich 14 rote Säcke vor ihm, die er verkaufen muss. 1.200 bis 1.300 Bolivianos kostet das Stück mit 25 Kilo Inhalt – umgerechnet rund 125 bis 135 Euro. Auch darüber, wie viel Gewinn abzüglich aller Abgaben übrig bleibt, schweigt Faustino lieber. Sichtlich erleichtert springt er auf, als gleich mehrere potenzielle Käufer seine Ware prüfen. Viel mehr möchte er über seine Tätigkeit nicht erzählen. Obwohl sie ihre Koka legal verkaufen, haben die Kokabauern ein anrüchiges Image.

Sobald die Koka verkauft ist, geht's nach Hause

Region Crucero steht über dem Verkaufsraum, in dem Silvia ihre Ware anbietet. Das kleine Dorf Tola, aus dem sie stammt, liegt in den Nordyungas, rund zwölf Stunden Autofahrt von La Paz entfernt. Sie sei schon ein paar Tage hier, erzählt Silvia. Sobald sie die Koka verkauft habe, fahre sie wieder zurück in ihr Dorf zu ihrem Ehemann und den Kindern. Ein kleiner Lichtbild-Ausweis mit dem Logo der AGIPCOCA weist sie als legale Verkäuferin aus. Den braucht hier jeder, der Koka ein- oder verkaufen will. Wie die meisten Kokabauern sind auch Silvia und ihr Mann Mitglieder in einer Gewerkschaft. In der Gemeinschaft der Kokabauern in Tola wechseln sie sich mit dem Verkauf in La Paz ab.

Sorgfältig faltet sie einen leeren Sack zusammen und legt ihn zu den übrigen. Vor ihr steht eine riesige, schwarze Waage auf roten Rollen – Made in Germany – daneben sieben volle Säcke. „Die muss ich noch verkaufen", sagt sie und fegt mit dem Besen ein paar Blätter zusammen. „Beste Qualität, beste Ware", ruft sie, als ein potenzieller Käufer sich nähert. Prüfend nimmt dieser ein paar Blätter in die Hand – zupft, riecht, probiert. Auf einer kleinen Schiefertafel hat Silvia die Preise notiert: 1.350 Bolivianos für die zweitbeste Qualität, 1.300 für die drittbeste und 1.200 Bolivianos für die vierte Qualitätsstufe. Die Premiumqualität ist bereits ausverkauft.

Nur so viel wird verraten: „Privatnutzung"

Der Kunde scheint anzubeißen. Sorgfältig prüft er die Waage, bevor er den ersten Sack darauf stellt. Am Ende werden es insgesamt drei Säcke der zweitbesten Qualität, die er Silvia abkauft. Diese füllt noch ein paar Handvoll Blätter nach, bevor sie die Säcke mit einer riesigen Nadel und Nylonfaden mit wenigen Stichen zunäht. In einem vorgefertigten Feld auf der Vorderseite des Sackes trägt sie schließlich noch die wichtigsten Daten ein: ihren Namen und ihre Händlernummer, das Kaufdatum und den Zielort der Ware: Quillacollo. Die Stadt ist mehrere Hundert Kilometer entfernt von Villa Fatima und nur wenige Kilometer vom Kokagroßmarkt in Sacaba. Was er mit der Ware vorhat und warum er sie nicht auf dem viel näheren Markt gekauft hat, möchte er nicht sagen. Nur so viel: „Privatnutzung".

Generell scheinen viele Menschen Fremden auf dem Markt nicht über den Weg zu trauen. „Immer wieder kommen Ausländer hierher und stellen viele Fragen über die Koka", sagt der Gebäudeverwalter ziemlich unwirsch, als

ich ihn darum bitte, mir den Markt genauer zu erklären. „Dann gehen sie in ihre Heimatländer und schreiben etwas ganz anderes. Dass hier Drogen verkauft werden und so“, wettert er weiter. „Gehen Sie jetzt. Das war's!“ Im kleinen Röhrenfernsehen läuft wie zur Bestätigung der offizielle Werbespot der Regierung im Kampf gegen die Kokainherstellung und illegale Drogengeschäfte.

4. Coca no es cocaina – Koka ist nicht Kokain!

Es ist früh am Freitagnachmittag, als wir mit dem Pick-up von La Paz aus aufbrechen. Unser Ziel: die tropischen Täler der Yungas, nordöstlich des bolivianischen Regierungssitzes. Die Fahrt führt über den Cumbre Pass auf 4.650 Meter Höhe und durch mystisch anmutende Bergnebelwälder. Nach unzähligen Serpentinen kommen schließlich die ersten Wolken-verhangenen Steilhänge der Yungas zum Vorschein. Auf ihnen ist vor allem eins zu sehen: Kokasträucher – soweit das Auge reicht. In einer kleinen Siedlung, irgendwo im tropischen Grün, machen wir Halt. Eine öffentliche Dusche und ein Klo, zehn kleine Hütten – mehr gibt es hier nicht. Zusammen mit einem Lkw-Fahrer und Anwohnern sitzen wir gedrängt an einem kleinen Tisch im improvisierten Straßenrestaurant. Vor uns einen Teller heiß dampfende Suppe, neben uns zahlreiche Kokasäcke, die auf Käufer warten. Die Portionen hier sind um ein Vielfaches größer als in La Paz, die Preise hingegen ähnlich. „Hey, verkauf' mir Koka“, tönt plötzlich eine tiefe Männerstimme aus dem Dunkeln. Langsam nähert sich ein älterer Mann den Kokasäcken, nimmt einige Blätter heraus und kaut prüfend darauf herum. Die Qualität muss stimmen – auch bei der Koka. Kurz verhandelt er mit der Verkäuferin Preis und Menge. Sie füllt noch eine Handvoll Koka nach, bevor der Sack für zehn Bolivianos (rund einen Euro) den Besitzer wechselt.

Rund 20.000 Bauern und ihre Familien leben im ältesten Kokaanbaugebiet Boliviens von den Erträgen des grünen Blattes. So auch Wilfer Mayta. Mit seiner Ehefrau und den vier Kindern wohnt er in Chijchipani, einem kleinen Dörfchen in den Nordyungas. 1997 hat er seine Kokasträucher eingepflanzt – mit drei Daumen Abstand zwischen den einzelnen Setzlingen, im Terrassenbau am Steilhang. Nach zwei Jahren brachten die Pflanzen die ersten Erträge ein, doch die haben mittlerweile kleine gefräßige Feinde. „Ha, da ist wieder eine!“ Vorsichtig entfernt Wilfer eine weiß-gelbe Raupe von dem Kokablatt. Das niedliche, haarige Tierchen ist einer der größten Widersacher des Kokabauern. Würmer gehen den Sträuchern an die Wurzeln, Raupen und Blattschneideameisen machen sich über die Blätter her – und

angefressene Blätter bedeuten minderwertige Qualität. „Dann bekomme ich auf dem Markt einen schlechten Preis für meine Ware“, erklärt Wilfer. Viele Kokabauern spritzen deswegen Gift, um ihre Ernte vor den Schädlingen zu schützen. Für Wilfer kommen Pestizide jedoch nicht infrage. „Die sind teuer und außerdem schlecht für die Pflanzen und den Boden“, lautet seine Begründung. Dass die Konsumenten das Gift über die Blätter auch direkt aufnehmen, darüber hat er noch nicht nachgedacht. Um die kleinen Allesfresser dennoch von den Pflanzen fernzuhalten, hat der Kleinbauer einige Sacha-Bäume, Zitrusfrüchte und Kaffeepflanzen zwischen den Kokasträuchern gepflanzt. Außerdem düngt er die Pflanzen regelmäßig mit Asche.

Kokashampoo statt Kokainpaste

Rund 150 Pfund Koka wirft Wilfers 1.600 Quadratmeter große Parzelle im Monat ab. Gesetzlich erlaubt sind maximal 200 Pfund. Ein Ausweis der örtlichen Kokagewerkschaft weist ihn auch offiziell als Kokabauern aus. Nach der Ernte wird die Koka für ein paar Stunden zum Trocknen ausgelegt. Überall in der Region sieht man riesige grüne Kokateppiche. Chinchi coca nennen die Menschen in der Aymarasprache die grünen Blätter, die nach dem Trocknen Lorbeerblättern zum Verwechseln ähnlich sehen. Sind sie erst einmal getrocknet, werden sie gepresst und in große Plastiksäcke gefüllt. So verkauft Wilfer seine Ernte dann auf dem örtlichen Markt. „Was dann damit passiert? Keine Ahnung.“ Wilfer zuckt mit den Schultern. „Ich denke, die Leute kaufen die Koka zum Kauen. Aber mit dem Drogenhandel, damit haben wir nichts zu tun“, sagt er bestimmt. Nimmt der Verkauf den legalen Weg, so werden die Blätter später zum Kauen verwendet oder in den Fabriken von El Alto und La Paz zu Tee, Kokalikör, Shampoo oder anderen Produkten weiterverarbeitet. Wenn nicht, wird daraus Kokainpaste hergestellt. 315 Kilo getrocknete Kokablätter sind laut UN-Angaben nötig, um ein Kilo Kokapaste herzustellen. Allerdings fällt es nicht mehr in den Zuständigkeitsbereich der Kokagewerkschaft, sich um die weitere Verwendung der Ware zu kümmern. 18 Bolivianos, rund zwei Euro, bekommt Wilfer derzeit auf dem Markt im nahegelegenen Carinavi für das Pfund Kokablätter. Auf dem Großmarkt ist es etwas mehr. Die Mitglieder der Kooperative fahren abwechselnd nach La Paz. Auf dem dortigen Großmarkt AGIPCOCA verkaufen sie ihre Ware – für 20 oder 25 Bolivianos das Pfund, in guten Zeiten sogar für 28 bis 30 Bolivianos. Ordentlich abgestempelte und unterschriebene Quittungen bestätigen den Kokabauern den legalen und offiziellen Kokahandel.

Der Kokaanbau ist eine anstrengende und schweißtreibende Arbeit. Schon um sechs Uhr morgens beginnen Wilfer, seine Frau Agrepina und Tochter Ruth mit dem Pflücken. Reihe für Reihe ernten die Drei schweigend die Kokablätter ab, vorsichtig, damit die frischen Sprosse nicht verletzt werden. Jeder von ihnen hat einen kleinen Plastiksack um die Hüfte gebunden, in dem sie die Blätter sammeln. Sind die Säcke voll, wird der Inhalt in einen größeren Sack umgefüllt, bevor die Ernte zum Trocknen ausgelegt wird. Nur die Volksmusik aus dem kleinen Transistorradio bietet ein wenig Ablenkung von der monotonen Arbeit. Ein schattiges Plätzchen sucht man auf Wilfers Kokafeld vergeblich. Die extreme Hanglage strengt zusätzlich an. Gegen Mittag, wenn die Sonne am höchsten steht, beendet die Familie ihr Tagwerk in den Kokahängen. Nach einer kurzen Pause geht die Arbeit auf der Kaffeeplantage der Familie weiter – eine zusätzliche Einnahmequelle neben der lukrativen Koka. Wilfer verkauft seinen Kaffee über die Kooperative Pro Agro. „Für ein Pfund bekomme ich rund 4,50 US-Dollar“, sagt er. Auch wenn der Kaffee jährlich nur eine Ernte abwirft, garantiert die braune Bohne ihm einen wichtigen Zusatzverdienst neben der Koka.

„Wir Cocaleros halten zusammen“

Wenige Kilometer entfernt bewirtschaftet Antenor Condori seine Kokaparzelle. Reihe für Reihe beseitigt der 22-Jährige mit einer elektrischen Heckenschere das Unkraut zwischen den einzelnen Kokasträuchern. Seine Frau Marleni und die beiden Kinder sitzen unter einer Plastikplane im Schatten und schauen ihm bei der Arbeit zu. Die Parzellen werden von einer Generation zur nächsten vererbt. „Später werden meine Kinder hier Koka anbauen“, sagt Antenor und schaut zu seinem zweijährigen Sohn Ricardo. Er selbst hat noch bis vor wenigen Jahren Zitrusfrüchte und Bananen angebaut. „Aber mit der Koka verdiene ich viel mehr“, sagt er. Für rund 250 Euro hat er sich im Jahr 2009 mit finanzieller Unterstützung seiner Familie die 1.600 Quadratmeter große Parzelle gekauft. Das ganze Jahr über arbeitet er hier zusammen mit seiner Frau. Zur Erntezeit bekommt Antenor außerdem Unterstützung von einigen Erntehelfern. „Wir Cocaleros halten zusammen und helfen uns gegenseitig bei der Arbeit“, erzählt er. Auch Antenor verkauft seine Erträge bisher auf dem örtlichen Kokamarkt. Solange er noch kein Mitglied einer Kooperative ist, kann er seine Ware nicht auf dem Großmarkt in La Paz verkaufen.

Der dritte Besuch führt zu Kokapflanzungen nahe Coroico, dem Touristenzentrum in den Nordyungas. Gemeinsam mit Herbert Augustin Bracamonte Figuero, ein Agraringenieur, Kokabauer, Kioskbesitzer und Touristenführer, fahre ich in die Kokafelder der Region. Und in der Tat – nur wenige Minuten außerhalb der Kleinstadt sind wir auf einmal rundum von Hängen voller Koka umgeben. Um die Felder an die Topografie und Ökologie der Region anzupassen, wird die Koka hier in steilen Terrassen angepflanzt. Die Anbautechnik ist sehr aufwendig. Auch hier ist Erntezeit und überall an den Hängen sieht man kleine Menschengruppen, die Reihe für Reihe die Kokapflanzen pflücken. Der Einsatz von Maschinen ist an den steil abfallenden Hängen nicht möglich. Eine kleine Palmhütte und riesige Strohhüte sollen die Erntehelfer vor der sengenden Mittagssonne schützen.

Lebenserwartung: 40 Jahre

„Beim Einpflanzen sind die Kokasetzlinge gerade mal fünf Zentimeter groß“, erklärt Landwirtschaftsexperte Herbert. „Nach ein bis zwei Jahren wirft die Pflanze dann die ersten Erträge ab, wobei man nach ungefähr fünf Jahren die ergiebigste Ernte hat.“ Bei guter Pflege kann eine Kokapflanze bis zu 40 Jahre genutzt werden, einige wenige „Kokariesen“ um uns herum scheinen aber schon weitaus älter zu sein, wie ihre Größe von zwei Metern und mehr erahnen lassen. Ich kenne auch viele Leute, die Kokasamen mit ins Ausland genommen haben, aber nirgendwo sind sie gewachsen.“ Der 35-Jährige lacht. Die Samen, die er mir entgegenstreckt, erinnern an rote, gelbe und sandfarbene Miniaturen von Chilischoten. „Hier in der Region hat jede Familie ein Kokafeld und auch die Kinder helfen schon von klein auf mit. So lernen sie spielerisch die Arbeit“, berichtet Herbert.

Obwohl er aus einer Kokabauernfamilie stammt und gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder selbst ein Kokafeld unterhält, bereitet der Anbau dem Agrarexperten Kopfzerbrechen. „Die Monokulturen entziehen dem Boden die Nährstoffe und laugen sie aus. Damit werden sie unbrauchbar für andere Pflanzen“, erklärt Herbert. Dazu komme, dass immer mehr Kaffee- und Obstplantagen zugunsten neuer Kokapflanzungen aufgegeben würden. Immer wieder würden auch Wälder zugunsten der Koka abgeholzt. Damit die Pflanzen viele Erträge bringen, werden sie außerdem stark bewässert, was wiederum zu Erosionen der Steilhänge führt.

Einzigartige Anbautechniken aus Inkazeiten

Der Terrassenbau ist eine alte Technik, die noch aus Inkazeiten überliefert ist. Wuachas werden die Terrassen in der Aymarasprache bis heute genannt. Sie anzulegen, war damals einer eigener Beruf. Während die Inkavorfahren die Felder jedoch im Rotationsverfahren bewirtschafteten, um die Böden zu erhalten, werden sie heute meist durchgehend bearbeitet. Herbert versichert, dass er selbst auf Kunstdünger und übermäßige Bewässerung verzichte und den Böden auch die nötige Ruhepause gönne. Mit seinem Kiosk und dem Job in der Tourismusbranche hat er sich zwei weitere Standbeine aufgebaut, die ihm ein zusätzliches Einkommen sichern. Doch er scheint eher die Ausnahme zu sein. Wie Antenor und Wilfer sind fast alle Familien in der Region vom Kokaanbau abhängig, denn weder Kaffee noch Bananen oder Zitrusfrüchte bringen den Bauern einen vergleichbaren Lohn ein, von dem sie ihre Familien ernähren können.

Was sie verbindet: Wie viele Kokabauern in den Yungas kämpfen auch die Drei für den Ruf des grünen Blattes. „Coca no es cocaina – Koka ist nicht Kokain“, verteidigt Wilfer die Pflanze mit einem Spruch, den auch der Präsident und Kokagewerkschafter Morales immer wieder gerne verwendet. Und in der Tat hat die Pflanze auf den ersten Blick wenig mit dem Endprodukt Kokain zu tun. Doch liegt hier in den Yungas möglicherweise die Ursache der Kokain-Abhängigkeit in den Ländern des Nordens? Wäre das Problem damit gelöst, dass alle Kokafelder einfach vernichtet würden? Oder entsteht das gesellschaftliche Problem etwa an ganz anderer Stelle und müssten entsprechend auch die Ursachen an ganz anderer Stelle bekämpft werden?

Bestechliche Drogenpolizisten, sporadische Kontrollen

12.000 Hektar beträgt die legale Kokaanbaufläche in den Yungas. Das deckt laut Regierung den traditionellen Kokakonsum in Bolivien. Die UN-Drogenbehörde UNODC geht jedoch von einer rund dreimal so großen Anbaufläche aus, obwohl regelmäßig Anpflanzungen vernichtet werden. Wie viele Kokablätter legal konsumiert, und wie viele zu Kokain weiterverarbeitet werden, ist nicht bekannt. Gleich wie in der Kokaanbauregion Chapare, sind auch auf den großen Verbindungsstraßen zwischen La Paz und den Yungas Kontrollposten eingerichtet. Aber jeder weiß: Die Drogenpolizisten sind oft bestechlich und die Kontrollen eher sporadisch. Wir werden auf Hin- und Rückweg nur an einem der vier Posten kontrolliert, wobei die Kon-

trolle nur aus einem mürrischen „guten Tag“ und einem flüchtigen Blick ins Auto besteht. Teilweise sind die Kontrollposten gar nicht erst besetzt.

„Die Kokabauern kontrollieren sich gegenseitig und jeder weiß ganz genau, wie viel Koka sein Nachbar anbaut und wie viel er damit verdient“, erklärt mir Herbert. Alle Appelle, überschüssige Kokaflächen freiwillig stillzulegen, liefen bisher allerdings ins Leere. Nun will Präsident Morales die legale Anbaufläche per Gesetz auf 20.000 Hektar ausdehnen, vorausgesetzt es ergeben sich neue Exportmärkte für Kokaprodukte. Dies ist im großen Stil jedoch nur dann möglich, wenn das Blatt international rehabilitiert wird. Wilfer jedenfalls ist davon überzeugt, dass ihm damit geholfen wäre und auch das Negativ-Image des Kokablatts endlich passé wäre. „Aber dafür müssen die Menschen im Ausland erst einmal verstehen, dass Koka keine Droge ist.“

5. TIPNIS oder „Die Demokratie Boliviens im Jahre 2012“

„Das ist eh alles reine Verarschung“, schimpft der Taxifahrer sichtlich erregt, während er sich laut hupend Zentimeter für Zentimeter durch den dichten Feierabendverkehr in der Innenstadt von La Paz schlängelt. „Wenn TIPNIS kommt, dann blüht der Drogenhandel im Chapare. Aber die Straße ist eh längst gebaut, es fehlt nur noch ein kleines Teilstück. Ich bin sehr enttäuscht, denn die Regierung Morales setzt sich nur für die Belange der Kokabauern ein.“ Auch bei meiner Reisebekanntschaft am Flughafen von Rurrenabaque löst das Wort TIPNIS keine Freude aus. „Alle sprechen vom wirtschaftlichen Aufschwung für die Region, aber vom Vorhaben der Brasilianer spricht keiner“, wettert der Agraringenieur Samuel Surco Zamorano, als ich ihn auf das Thema anspreche. „Brasilien will auf Kosten Boliviens zur Wirtschaftsmacht aufsteigen. Die wollen doch nur an die großen Erdöl- und Erdgasvorkommen in der Region – an unsere eisernen Reserven.“ Auch Hauswände, Zäune und Leitplanken in den großen Städten sind voller Parolen von TIPNIS-Gegnern. Aber auch andere Sprüche sind zu lesen. „Yo apoyo al TIPNIS. Y que!“ – „Ich unterstütze TIPNIS. Und wie!“ steht beispielsweise überall in La Paz in großen bunten Lettern. Schon seit mehreren Jahren ist das Thema in Bolivien in aller Munde. Aber was steckt dahinter? Warum gibt es so viel Aufhebens um diese sechs Buchstaben?

TIPNIS steht für Territorio Indígena y Parque Nacional Isiboro Secure, einen Nationalpark, der sich über Teile des Hochland-Departements Cochabamba und des Tiefland-Departments Beni im Nordosten Boliviens er-

streckt. 1990 hatte die Regierung das Territorium den drei dort lebenden indigenen Völkern zugesprochen. Derzeit leben rund 6.000 Menschen in der Region. Gleichzeitig steht die Abkürzung auch für eine Schnellstraße, die auf einer Länge von 177 Kilometern genau durch dieses indigene Territorium TIPNIS gebaut werden soll. Die Straße soll Villa Tunari im Hochland und San Ignacio de Moxos am Rande des Amazonas miteinander verbinden. Das Projekt hat zu einer nationalen, ja sogar internationalen Debatte über den Umgang mit der indigenen Bevölkerung geführt, über die Ausnutzung der Natur und den Einfluss der Kokagewerkschaften.

332 Millionen Euro aus brasilianischen Krediten

Rund 1,2 Millionen Hektar umfasst das Territorium TIPNIS, das entspricht der Hälfte Hessens. Der Park ist ein ökologisch sehr empfindlicher subtropischer Regenwald mit einer der größten Niederschlagsmengen weltweit. Nicht selten sind die Straßen in der Region nach starken Tropenregen mehrere Tage unpassierbar. Der Bau der neuen Schnellstraße soll die wirtschaftliche Entwicklung der Region vorantreiben. Sie soll den Transport von Waren durch das Territorium erleichtern – auch den der wichtigen Exportgüter Holz, Erdöl und Erdgas. Größter Abnehmer selbiger ist das Nachbarland Brasilien. Fast drei Viertel, genauer gesagt 332 Millionen des Gesamtbudgets des 415 Millionen Euro teuren Bauvorhabens, hat die brasilianische Entwicklungsbank BNDES Präsident Evo Morales in Form von besonders zinsgünstigen Krediten zugesagt. Nicht ganz uneigennützig: Für den großen Nachbarn im Osten würde die Straße zum wichtigen Transportweg für Exportgüter an die Pazifikküste. Von dort aus könnten die Waren kostengünstiger nach China transportiert werden als bisher über die Atlantikhäfen Brasiliens. Viele Bolivianer sind skeptisch gegenüber dem brasilianischen Interesse und die Opposition spricht sogar vom „brasilianischen Imperialismus“.

Umweltschützer sorgen sich derweil vor allem um die Natur und die Artenvielfalt. Schließlich leben 470 (rund 34 Prozent) aller in Bolivien heimischen Vogelarten, 108 Säugetiere, 39 Reptilien- und 53 Amphibienarten in dem empfindlichen Ökosystem. Dazu kommen 16 vom Aussterben bedrohte Orchideen- und Palmengewächse. Nationale und internationale Medien haben den Konflikt unlängst als Kampf der indigenen Bevölkerung gegen den ersten indigenen Präsidenten betitelt – mit Evo Morales „als Zerstörer der Natur zugunsten von Wirtschaftsgewinn und internationalen Geschäften“. Sie befürchten, dass mit der neuen Straße illegale Abholzungen zu-

nehmen und zu unwiderruflichen Schäden in dem Nationalpark führen. Die Regierung hingegen verspricht sich genau das Gegenteil durch den Bau der neuen Trasse. Sie sieht die Straße als Chance, illegalen Holzeinschlag künftig besser bekämpfen zu können, da Spezialkräfte noch schneller und gezielter dagegen vorgehen können. Außerdem hat sie das Versprechen abgegeben, jeden durch den Straßenbau gefällten Baum an anderer Stelle im Nationalpark wieder neu zu pflanzen.

Die Drogen haben freie Bahn

Eine weitere große Sorge vieler TIPNIS-Gegner ist es, dass mit dem neuen Straßenabschnitt die Herstellung von Kokain und der Drogenschmuggel in der Region weiter floriert. „Früher gab es viel mehr Straßenkontrollen, aber heute haben die Drogen freie Bahn – und dann noch die neue Straße...“, beschwert sich Polizist Vinicio Encinas, der acht Jahre lang in der Region Villa Tunari den Kokaanbau überwacht hat. „Heute sitzen zwei Beamte gelangweilt am Kontrollposten und kauen selbst Koka. Der Dritte schaut dann vielleicht flüchtig in den Wagen. Das war's.“ Mehrmals passiere ich selbst in verschiedenen Fahrzeugen den Hauptkontrollposten Richtung TIPNIS-Nationalpark, wenige Kilometer von Villa Tunari entfernt. In der Tat scheint sich keiner der diensthabenden Beamten wirklich für die vorbeifahrenden Fahrzeuge zu interessieren. Lediglich ein großes Plakat mit drei Polizisten, die einen streng anschauen, lässt den Kampf der Regierung gegen den Drogenhandel erahnen. „Mach dein Land, zu dem was es sein soll, zu einem Land ohne Drogen“, ist in großen schwarzen Lettern darauf zu lesen. Die Regierung hingegen hat versprochen, dass die Straßenkontrollen künftig noch weiter ausgebaut und verschärft würden.

Von Villa 14 de Septiembre sind es nur noch wenige Kilometer bis zum Nationalpark. Hier hat Präsident Morales früher gewohnt. Sein Elternhaus, ein typischer offener Stelzenbau wie man sie überall in der Region sieht, steht jedoch seit vielen Jahren leer. Lediglich eine große bolivianische Fahne erinnert noch an den ehemaligen prominenten Bewohner, der hier früher lange Zeit selbst als Kokabauer und -Gewerkschafter aktiv war. Eine halbe Stunde Autofahrt von hier treffe ich Don Mario. Er lebt in Puerto Aroma, am Rande des TIPNIS-Nationalparks. In seinem Garten stapelt er gerade Ziegelsteine, aus denen er eine kleine Hütte bauen will. Nebenher kaut er Koka. Immer wieder zieht er trockene Stängel aus dem Mund und spuckt grüne, schleimige Kokamasse aus. Seit 20 Jahren wohnt der Mittfünfziger mit den silbergrauen Haaren bereits hier. „Wenn sie die Straße bauen, dann zerstören

sie die schöne Natur. Davor habe ich am meisten Angst“, sagt er. Wegen der vielen Kokablätter in seiner Backe ist er nur undeutlich zu verstehen. „Aber die Drogen, die werden so oder so transportiert, egal ob TIPNIS kommt oder nicht“, fährt er fort. Vor allem tief im Urwald gebe es zahlreiche Kokainküchen. Die meisten Drogen würden sowieso zu Fuß über die Grenze geschafft – Straße hin oder her. „Aber klar, dass alle Koka anbauen“, erzählt er. „Das bringt viel Geld. Schau dir nur mal all die großen Autos an, mit denen die Leute hier unterwegs sind.“ Er selbst lebe jedoch vom Fischfang und den Erträgen seines kleinen Kiosks. Das gebe zwar weniger Geld, sei aber wesentlich ungefährlicher.

Ein Wahlversprechen an die Kokabauern

Während fast alle Koka aus dem Anbaugebiet Yungas auf dem Großmarkt in La Paz verkauft wird, sind es in der Region Chapare, die weit in das TIPNIS-Gebiet hineinreicht, gerade mal zehn Prozent. „Der Rest landet im Drogenhandel“, ist sich Polizist Encinas sicher. „Mit der neuen Regierung sei alles viel schlechter geworden, Morales stehe voll und ganz hinter den Cocaleros und würde sich lediglich für deren Belange einsetzen. In der Tat war der Straßenbau ein Wahlversprechen der Regierungspartei MAS (Movimiento al socialismo – Bewegung zum Sozialismus) an die Kokabauern. Gleichzeitig steigt für die Bauern die Hoffnung auf die Erschließung neuer Kokaanbaugebiete, denn ausgerechnet im Naturparadies TIPNIS finden sich die optimalen klimatischen Bedingungen für den Kokaanbau. „Dabei sind die Blätter viel zu bitter für den traditionellen Gebrauch und werden eh nur zur Kokainherstellung verwendet“, erklärt mir ein Bekannter. „Außerdem hat Morales längst eine Firma mit dem Straßenbau beauftragt, die dem örtlichen Kokasyndikat nahesteht. Der Chef ist ein alter Busenfreund von Morales“, erzählt mir der Jungunternehmer, der im elterlichen Betrieb in der Baubranche in Cochabamba arbeitet. „Wir haben denen schon vor langer Zeit alle nötigen Maschinen verkauft“, erzählt er weiter, „lange bevor das offizielle OK für den Bau gegeben war.“ Er will mir Interviews mit den entsprechenden Mittelsmännern vermitteln, doch leider bleibt es bei dem bloßen Versprechen.

Der Streit um das Bauvorhaben hat die Bevölkerung gespalten. Viele Bewohner der Region scheinen längst mit der Regierung gebrochen zu haben. Im August 2011 machten sich rund 1.500 Einwohner aus dem Tiefland zum Protestmarsch nach La Paz auf. Mit Tränengas und Schlagstöcken wollten 500 Polizisten den Marsch gewaltsam auflösen. Zahlreiche Marschierer

wurden verletzt, ein Säugling erstickte angeblich an dem Tränengas. Begleitet von großen Solidaritätsbekundungen und Unterstützung aus dem In- und Ausland, setzten die Menschen ihren Marsch fort. Nach rund 600 Kilometern Wegstrecke und mehr als zwei Monaten erreichten sie schließlich die Regierungszentrale. Die Bilder der Menschen, die oft mit letzter Kraft in La Paz einzogen, gingen um die Welt. Ihr Einzug im Stadtzentrum glich einem Triumphzug – bejubelt und unterstützt von Jung und Alt, von Studenten, Arbeitern und Marktfrauen, von Menschen aller Schichten. „Keine Straße durch das Naturschutzgebiet TIPNIS", war auf einigen Plakaten zu lesen oder „Herzlich willkommen, Brüder aus TIPNIS". Auch die Sorge um die mögliche Ausweitung des Kokaanbaus und Drogenhandels wurde laut. „TIPNIS si, coca no!" hieß eine der Parolen, „Ni droga, ni coca – el TIPNIS no se toca" (Keine Drogen, kein Koka – Lasst TIPNIS in Ruhe ") eine weitere.

82 Prozent befürworten den Bau der Straße

Morales reagierte und bewirkte einen Baustopp des Großprojekts – zumindest vorläufig. Dies wiederum rief Proteste von Kokabauern und anderen Befürwortern des Bauprojekts hervor. Die Regierung beschloss eine offizielle Konsultation der 69 in TIPNIS ansässigen Gemeinden, welche im Dezember 2012 abgeschlossen wurde. Das Ergebnis: 82 Prozent der Befragten befürworten den Bau der Fernstraße durch das Naturschutzgebiet. Am 2. April 2013 sollen nun die genauen Ergebnisse der Öffentlichkeit bekannt gegeben werden. Die katholische Kirche und die ständige Menschenrechtsversammlung Boliviens kritisieren zwischenzeitlich, dass die Befragung nicht den vorgeschriebenen Standard erfüllt habe und die Menschen mit Geschenken und Versprechen beeinflusst worden seien. Außerdem habe die Regierung nicht ausgewogen über die Konsequenzen des Straßenbaus informiert. „Im Gegensatz zur offiziellen Befragung hat die Mehrheit der von Kirche und Menschenrechtsversammlung besuchten Gemeinden den Straßenbau klar abgelehnt", schreibt Irene Tokarski, Mitarbeiterin der Stiftung Jubileo in La Paz, in ihrem Rundbrief im Dezember. „So steht es 2012 um die Demokratie Boliviens…"

6. Im Auftrag der Koka

Mitten im Touristenzentrum von La Paz zwischen Schmuckverkäufern, Alpakamützen und Werbeschildern für Trekkingtouren und Mountainbike-Abenteuer, fällt einem nur beim genauen Hinsehen das Schild über einem schmalen Hofeingang auf. Coca museo steht in großen schwarzen Lettern auf einem angerosteten Metallschild geschrieben. Folgt man dem Wegweiser vorbei an weiteren Souvenirverkäufern, so landet man schließlich in einem kleinen, wild zugewachsenen Innenhof – dem Eingang zum weltweit ersten Kokamuseum. Im Juli 1997 gründeten die Soziologin Sdenka Ballón und der Psychiater Jorge Hurtado die Einrichtung. „Das Museum ist ein neuer Versuch der Drogenprävention", ist in dem Museumsführer zu lesen. Dabei hat das Paar mit zahlreichen nationalen und internationalen Experten zusammengearbeitet – mit Ärzten, Psychiatern und Soziologen, mit Psychologen und verschiedenen Institutionen. Sorgfältig haben sie zahlreiche Informationen rund um das kleine grüne Blatt zusammengetragen: seine Bedeutung in der Geschichte Boliviens, sein Anbau und sein Wachstum, der Einsatz als Schmerzmittel und zur Herstellung von Coca-Cola bis hin zur Verarbeitung zu Kokapaste und Kokain. Diese kann man sogar in einer nachgebauten Kokainküche mit riesigen Apothekergläsern voller chemischer Substanzen Schritt für Schritt verfolgen.

„Unsere Idee war es, den Unterschied zwischen dem Kokablatt und Kokain zu erklären", sagt Sdenka Ballón. Seit 1983 arbeitet die zierliche Frau zum Thema. „Koka spielt im traditionellen Leben der Menschen hier in Bolivien eine wichtige Rolle", erklärt sie. „Früher wurden die Blätter sogar als Zahlungsmittel eingesetzt und auch bei Treffen und traditionellen Ritualen darf die Koka auf keinen Fall fehlen", fährt sie fort. Ballón selbst forscht bis heute über die Rolle von Koka. Sie hat ihr halbes Leben der so kontrovers diskutierten Pflanze gewidmet. Regelmäßig besucht sie indigene Völker nördlich des Titicacasees, um mehr über ihre Bräuche und Rituale zu erfahren. Auch hier beginnt jede Begegnung mit dem gemeinsamen Kauen von Kokablättern. Das seien eine Ehrerbietung und ein herzliches Willkommensritual für Besucher, erklärt sie. Ein Peruaner habe einmal zu ihr gesagt: „Ihr seht so einsam aus, wenn ihr Koka kaut." Doch genau das Gegenteil sei der Fall. „Wir sind in Gemeinschaft zusammen – in Gemeinschaft mit den Menschen, in Gemeinschaft mit Mutter Erde."

Schützen, aufklären, provozieren

Überall in den Anden gilt der Kokastrauch als heilige Pflanze, auch in Bolivien. Sdenka Ballón hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese zu schützen und Aufklärung zu betreiben. Dazu dient auch ihr Museum. Rund 5.000 Besucher aus der ganzen Welt kommen jährlich in das Museum, das längst auch im Lonely Planet und anderen Reiseführern beworben wird. „Die Schautafeln klären auf, provozieren und sind unparteiisch“, wirbt die Lonely Planet-Internetseite. Für umgerechnet einen Euro Eintritt kann man mit einem Museumsführer in zahlreichen Sprachen in das Universum der Koka eintauchen – bis in die Welt rund 2.500 Jahre vor Christus, wo Kokablätter bereits als wertvolle Grabbeigaben verwendet wurden. In diesem Jahr will Sdenka Ballón das Konzept überarbeiten und das Museum neu gestalten. Außerdem plant sie, die Zusammenarbeit mit Schulen auszubauen, „um Aufklärungsarbeit zu leisten“, wie sie sagt. Denn selbst viele Bolivianer wüssten nur wenig über die Pflanze und es seien noch sehr viele Vorurteile und Irrglauben im Umlauf.

Im ersten Amtsjahr von Präsident Evo Morales arbeitete die Soziologin Ballón für die Regierung. „Ich habe damals an dem Papier zur Verteidigung der Koka für die UN-Drogenkonferenz mitgearbeitet“, erzählt sie. Es war genau das kontrovers diskutierte Dokument, mit dem Morales im Frühjahr 2009 zu dem internationalen UN-Treffen nach Wien reiste. Doch er hatte noch etwas anderes im Gepäck: Kokablätter. Vor rund 400 Delegierten aus 53 Ländern forderte er, Kokablätter von der Liste der verbotenen Substanzen zu streichen und begann vor laufenden Kameras die Blätter zu kauen. „Coca no es cocaina – Kokablätter sind kein Kokain“, so Morales, „sie sind nicht gesundheitsschädlich und verursachen weder psychische Störungen noch machen sie abhängig.“

„Kein Bolivianer glaubt an die Zahlen der Regierung“

Auch Sdenka Ballón vertritt diese Meinung bis heute, wobei sie mit der Regierung Morales schon längst nicht mehr zufrieden ist. „Evo ist ein Cocalero, kein Indigener“, schimpft sie kopfschüttelnd. Der erste indigene Präsident Boliviens ist Sohn eines Kokabauern aus dem Chapare. Seit 1988 ist Morales Generalsekretär der Gewerkschaft der Kokabauern in der Region Trópico de Cochabamba, einer von sechs Kokagewerkschaften in Bolivien. Zu Beginn seiner Amtszeit im Jahr 2006 hatte vor allem die indigene Bevölkerung alle Hoffnung in den Aymara-Präsidenten gesetzt. Als einer von ihnen, so hofften sie, würde er sich für ihre Rechte starkmachen. Inzwi-

schen sind viele seiner ehemaligen Anhänger resigniert, wie Sdenka Ballón. „Kein Bolivianer glaubt an die Zahlen der Regierung, was den Kampf gegen die Drogen angeht“, davon ist Ballón überzeugt. Statt gegen die wachsende Zahl illegaler Kokafelder und Kokainküchen vorzugehen, stärke er die Rechte der Kokabauern immer mehr, so ihr Vorwurf. Angesichts wachsender Negativschlagzeilen sieht sie den Ruf der heiligen Pflanze als gefährdeter denn je. „Ich habe gehofft, dass unsere heilige Kokapflanze gewinnen wird, aber ich befürchte, am Ende gewinnt das Kokain.“

Genau dem versucht Jorge Hurtado, Mitbegründer des Koka-Museums und Ballóns Ex-Mann, entgegenzuwirken. Und zwar mit einer ganz eigenen Methode: Er benutzt Kokablätter, um Kokainabhängige zu heilen. „Die richtige Dosis Kokablätter wirkt wie eine Entziehungskur“, sagt er. „Das Kauen hat eine stimulierende Wirkung, auch bei Kokainkonsumenten.“ Hurtado arbeitet als Direktor des Kokaforschungsinstituts ICORI und als Psychiater in der wichtigsten psychiatrischen Klinik des Landes. Seit 1984 beschäftigt er sich mit dem Thema. „Aber im Moment fehlen mir die Probanden“, bedauert er. Von den 38 Patienten, die er derzeit betreue, seien zwar zehn wegen Drogenabhängigkeit in der Klinik, jedoch keiner wegen Kokainabhängigkeit. „Oder sage ich etwa was Falsches“, fragt er seine Sprechstundenhilfe rhetorisch. Diese schüttelt energisch den Kopf. „Nein, Herr Doktor.“ Er habe bereits im Ausland neue Probanden für seine Tests angefordert – in Frankreich und den Niederlanden. Bisher stünden die Antworten allerdings noch aus.

Coca wasi – das Haus der Kokapflanze

Und so widmet er sich einem neuen Projekt, dass er noch 2013 nahe der Stadt Coroico in den Yungas ins Leben rufen will: das coca wasi, das Haus der Kokapflanze. Die Stätte in der Kokaanbauregion nahe La Paz, wo die Kokapflanze schon seit rund 5.000 Jahren angepflanzt wird, soll ein Informationszentrum für Botaniker werden, für Soziologen und auch für Journalisten. „Es ist der einzige Ort in ganz Bolivien, an dem Sie eine richtige Kokaplantage kennenlernen können“, wirbt Hurtado auf seiner Internetseite. „Coca wasi soll den Menschen helfen, die Welt der Kokapflanze zu verstehen, ihren wohltuenden Effekt für den menschlichen Körper, ihre stimulierende Kraft, ihre heilende und aphrodisierende Wirkung.“ Außerdem wolle er den Besuchern beibringen, die Koka wie die Inkas „richtig“ zu kauen. Als Schmankerl der „Koka-Fahrt“ plant er Kokabonbons, -likör, -mehl und andere Kokaprodukte zum Kauf anzubieten.

Nicht nur ein guter Geschäftsmann scheint Hurtado zu sein, sondern ein wahrer Verfechter der Kokapflanze, die ihn auch auf all' seinen Auslandsreisen begleitet. „In Berlin, Paris und in Rom – du glaubst gar nicht, wo ich schon überall öffentlich Koka gekaut habe." Er gerät ins Schwärmen. „Koka regt die Verdauung an, verbessert die Atmung und wenn man Kopfschmerzen hat, legt man sich die Blätter einfach auf den Kopf." Nur bio müssen die Blätter sein. Darauf legt der Kokaforscher großen Wert. „Unvorstellbar, wie viele Pestizide die hier spritzen", sagt er und schaut mich ernst an. In der Tat fallen einem in den Kokaanbaugebieten die vielen Arbeiter auf, die bepackt mit einem Doppelkanister durch die Reihen laufen und Pflanze für Pflanze besprühen, den Mund oft nur notdürftig mit einem Tuch bedeckt. Wie zum Beweis erzählt Hurtado von einer Trimate-Teemischung, die er zusammen mit Morales vor einigen Jahren auf dem belgischen Markt einführen wollte. „Evo hat mir damals nicht geglaubt, dass die Kokablätter im Tee kontaminiert waren. Und weißt du was? Am Ende haben die Belgier abgelehnt, weil der Tee verseucht war."

Jorge Hurtado kommt deswegen nur selbst gezüchtete Koka in die Tasse. Und selbstverständlich ist auch im Kokamuseum alles Bio. Hat man sich erst mal ausgiebig über das Thema informiert, so kann man sich im ersten Stock durch die Kokaspeisekarte probieren: durch Kokatee oder –kaffee zusammen mit Kokakäsekuchen, -Zimtschnecken oder Kokacookies aus Kokamehl. Wer es lieber herzhaft mag, dem empfiehlt Kellner Alejandro Kokabrot mit Käse und Salami und dazu ein Kokabier oder einen Kokalikör.

7. Kompost statt Drogen

„Ah, Deutschland!" Neugierig mustert der Pförtner meinen Reisepass. „Ihr müsst uns unbedingt mehr von euren guten Maschinen schicken, damit wir hier in Bolivien die Koka endlich richtig weiterverarbeiten können." Zusammen mit meinem Pass reicht er mir die Visitenkarte eines peruanischen Brauereibesitzers. „Schau mal, in Peru machen sie inzwischen sogar Kokabier. Das wäre doch auch was für euch in Deutschland. Ihr trinkt doch so viel Bier. Melde dich mal bei dem, der hat dir bestimmt viel zu erzählen", plaudert er weiter, während sich hinter mir eine Menschenschlange bildet. Ich stehe am Eingang des Koka-Vizeministerium, genauer gesagt des Viceministerio de Coca y Desarollo Integral. Obwohl die Regierung Morales das Ministerium bereits 2008 gründete, glich die Suche nach der Institution in La Paz einer kleinen Schnitzeljagd. „Was, ein Kokaministerium? Noch nie gehört, das gibt es hier nicht!" Das war eine der Standardantworten auf mei-

ne Frage – von Kokabauern, Polizisten, Passanten und sogar vom Mitarbeiter eines anderen Ministeriums.

Am Ende war es eher der Zufall, der mich zu dem vierstöckigen, blau getünchten Gebäude führte. Hoch oben im Stadtteil Sopocachi, gegenüber vom deutschen GIZ-Büro, liegt das Kokaministerium. Das Foto von zwei Bauern zwischen unzähligen Kokapflanzensetzlingen ziert den Schriftzug neben dem Haupteingang. Darüber ist das Logo des Ministeriums angebracht: zwei Kokablätter mit saftig roten Kokasamen. Ohne Anmeldung schickt mich der Pförtner direkt zu Pressesprecher Mareo Burgoh. Der soll mir erklären, welche Aufgaben die Institution mit ihren 40 Mitarbeitern hat. Mein Weg zu ihm führt mich vorbei an einer Menschentraube, die dicht gedrängt im Treppenhaus steht und lautstark auf Aymara diskutiert. Es sind Bauern aus der nahe gelegenen Region Yungas, dem traditionellen Kokaanbaugebiet Boliviens.

Ein „cato de coca“ für jede Familie

Zwölf Prozent der Agrarproduktion Boliviens stammen aus dem Kokaanbau. In den beiden großen Anbauregionen Yungas und Chapare leben rund 40.000 Menschen von dem kleinen Blatt. In den Yungas, den tropischen Tälern nördlich von La Paz, bauen die Menschen seit mehreren Tausend Jahren Kokasträucher an. Derzeit gibt es in der Region nach offiziellen Schätzungen rund 20.000 Kokaproduzenten. Ein „cato de coca“ steht jeder Familie offiziell zu. Die indianische Maßeinheit entspricht einer Kokaanbaufläche von 40 x 40 Metern. Sie soll den Bauern ein Grundeinkommen garantieren und den Bedarf an Kokablättern für den traditionellen Gebrauch innerhalb Boliviens sicherstellen. Die jährlich erlaubte Anbaumenge für die Region Yungas ist auf 12.000 Hektar beschränkt. Das besagt ein Gesetz aus dem Jahr 1988. Die UN-Drogenbehörde UNODC geht jedoch davon aus, dass allein im Jahr 2010 31.000 Hektar Koka angebaut wurden, die US-Regierung spricht sogar von 34.500 Hektar. So dürften also 19.000 bis 22.500 Hektar illegale Anpflanzungen gewachsen sein – weit mehr als die genehmigte Menge. Die überschüssige Produktion sollen Landwirte freiwillig zur öffentlichen Vernichtung abgeben. So sieht es jedenfalls die Regierung vor – ein Vorgehen, das ihre Ernsthaftigkeit im Kampf gegen Überproduktion und Drogenhandel beweisen soll.

„Wir wollen den Bauern bei der Vermarktung und Industrialisierung der legalen Koka helfen“, sagt Mareo Burgoh wenige Minuten später in seinem Büro im zweiten Stock des Kokaministeriums. Gleichzeitig ist es Aufgabe des Ministeriums, die landesweiten Anbauflächen zu überwachen. „Wir arbeiten Hand in Hand mit dem Vizeministerium für soziale Verteidigung“, sagt Burgoh. „Die sind für die Vernichtung der überschüssigen Koka zuständig, und wir bieten den Bauern Alternativen zum Kokaanbau. Unsere Mission ist es, die Kokabauern davon zu überzeugen, dass sie andere Pflanzen anbauen, damit keine weiteren Koka-Monokulturen entstehen.“ Längst wissen viele Bauern, dass die Koka auf lange Sicht den Böden die Nährstoffe entzieht und folglich die Anbaufläche für andere Pflanzungen nicht mehr zu gebrauchen ist. Außerdem werden die Monokulturen in den Yungas fast ausschließlich in steiler Hanglage angebaut – eine Erosion ist vorprogrammiert.

Schwerer Stand für Alternativen

Doch die Erträge des Kokaanbaus sind weitaus lukrativer als der Anbau anderer Produkte. Bis zu vier Ernten im Jahr garantiert das saftig-grüne Blatt, während Kaffee, Zitrusfrüchte und andere Obstsorten meist nur einmal jährlich geerntet werden können und ihr Anbau wesentlich arbeitsintensiver ist. Keine leichte Aufgabe also für das Kokaministerium. In Landwirtschaftsprojekten versuchen die Mitarbeiter die Landwirte von alternativen Anbauprodukten zu überzeugen – von Kakao und Kaffee, Palmherzen, Bananen, Ananas, Zitrusfrüchten und Reis, oder von der Möglichkeit einer eigenen Fischzucht. Bauern, die sich darauf einlassen, erhalten über das Kokaministerium Kleinkredite und Maschinen. Außerdem erfahren sie Unterstützung bei der Vermarktung und Industrialisierung. Gleichzeitig fördert das Ministerium Bildungsprogramme in den Yungas und Chapare und kümmert sich um die Wasser- und Sanitätsversorgung.

Die Region Chapare, das zweite große Kokaanbaugebiet Boliviens, hat im Gegensatz zu den Yungas nur eine vergleichsweise kurze Kokageschichte vorzuweisen. Erst in den 1980er Jahren siedelten hier Minenarbeiter an und versuchten ihr Glück als Kokabauern. Nach enormen Einbrüchen im Bergbausektor sollte der Kokaanbau eine neue Einkommensquelle sein, um ihre Familien zu ernähren. Koka anbauen, statt in den Minen Koka kauen, lautete die Devise, schließlich sicherte der Verkauf der grünen Blätter ein vergleichsweise sicheres und gutes Einkommen, während in den großen Bergbauregionen um Potosí und Oruro immer mehr Kumpels ihre Arbeit verloren. Und so kam es, dass sich die Region nahe der Großstadt Cocha-

bamba zum weltweit größten Kokaanbaugebiet entwickelte. Gleichzeitig stieg in den USA die Nachfrage nach der Droge Kokain immer weiter – ein Umstand, der den Kokabauern und den Produzenten von Kokapaste zur Herstellung von Kokain sehr entgegenkam.

Kokaanbau im Chapare: nicht legal, sondern nur geduldet

Auch wenn heute kaum mehr jemand darüber spricht, so erzählen mehrere Zeitzeugen, wie damals Kokapaste und Kokain in der neu erschlossenen Kokaregion auf offener Straße verkauft wurden. Mithilfe der USA wollte die Regierung den Kokaanbau im Chapare mit Gewalt beenden, was zu teilweise bürgerkriegsähnlichen Zuständen führte. Mehrere Menschen starben. Nach dem bis heute gültigen Anti-Drogengesetz 1008 von 1988 ist der Chapare eine „Koka-Anbauzone mit Überschussproduktion im Übergang". Streng genommen ist der Anbau hier nicht legal, sondern nur geduldet. Deswegen heißt die offizielle Strategie: schrittweise Reduzierung der Anbauflächen und Schaffung von Alternativen. „Früher wurde Koka nur vernichtet, heute bieten wir den Bauern auch Alternativen", erzählt Mareo Burgoh und berichtet von Gesundheits- und Alphabetisierungskursen.

Doch was tun, mit den überschüssigen Koka-Blättern? Das ist längst nicht mehr nur ein Problem des bolivianischen Staates, sondern der ganzen Welt, wird doch der Großteil des Überschusses zu Kokain verarbeitet und in Brasilien, den USA und Europa verkauft. Die neue bolivianische Alternative lautet: Kokadünger. Stolz zeigt mir Burgoh ein Bonsai-Gewächs. „Schau nur, wie toll das Bäumchen wächst. Vor wenigen Wochen war es noch ganz klein. Und alles dank unseres neuen Kokadüngers." Mit dem Finger deutet er auf ein Beutelchen mit grün-bräunlichem Inhalt. Allein in den ersten drei Monaten im Jahr 2012 hat die FTC, eine Spezialeinheit aus Polizisten und Militärs 1.750 Hektar überschüssige oder illegale Kokapflanzungen zerstört. Das besagt ein aktueller Bericht der bolivianischen Spezialeinheit gegen Drogenhandel (FELCN). Während das verbotene Grün bisher direkt vernichtet wurde, soll es künftig als Dünger den Böden zurückgeführt werden. Davon träumen Burgoh und seine Mitstreiter.

Der beste Bio-Dünger der Welt

Mischt man die Kokablätter mit organischem Material wie Laub, Pflanzenresten und Hühnermist, könnten monatlich rund 23 Tonnen Kompost aus der überschüssigen Koka produziert werden. Das haben Agrarstudenten und Wissenschaftler der Universität El Alto errechnet, die gemeinsam mit dem Kokavizeministerium das Kompost-Pilotprojekt auf die Beine gestellt haben. „Der beste Bio-Dünger der Welt“ steht in Großbuchstaben auf dem Beutelchen Trockendünger in Burgohs Büro – „steigert die Erträge, verbessert die Bodenstruktur und die Qualität der Anbauprodukte, regeneriert die Makro- und Mikroorganismen in der Erde“. „Der Dünger ist reich an Nährstoffen. Er ist besser als von Regenwürmern zersetzter Kompost“, schwärmt Burgoh. Die Verbrennung der Blätter hingegen sei einfach nur unnütz und teuer gewesen.

Kompost statt Kokain und gesunde, gedüngte statt ausgelaugte Böden? Soweit die Theorie und der fromme Wunsch der Kompostforscher. Kritiker im In- und Ausland machen der bolivianischen Regierung derweil jedoch harsche Vorwürfe. Sie habe längst die Kontrolle über illegale Kokapflanzungen und den daraus resultierenden Drogenhandel verloren. Außerdem beschlagnahme sie nur einen Bruchteil der illegal angebauten Koka. Die UN geht davon aus, dass sich die Kokaproduktion seit dem Amtsantritt von Präsident Morales 2006 um rund 13 Prozent erhöht hat. Die grundlegende Frage sei daher nicht, was mit der überschüssigen Koka getan werden müsse, sondern warum die Regierung den Anbau nicht signifikant reduziere.

Koka – ein teures Handelsgut

Gleichzeitig stellen Experten der bolivianischen Stiftung „Erde“ die wirtschaftliche Rentabilität des Kompostverkaufs infrage. Sie gehen davon aus, dass die Kompostierung der Blätter bis zu drei Monate dauert. Bei einem kalkulierten Verkaufspreis von umgerechnet rund zehn Euro pro Zentner Kompost entstünde ein extremer Verlust, wenn man bedenkt, dass Landwirte je verkauften Zentner Kokablätter im gleichen Zeitraum rund 20 Euro Gewinn machen. Auf den lokalen Märkten kostet ein Pfund der grünen Blätter je nach Angebot und Nachfrage bis zu vier Euro. Das ist bis zu zehn Mal mehr als dieselbe Menge Zucker und acht Mal so viel wie Reis oder Nudeln. „Aber es ist auf jeden Fall ein Schritt in die richtige Richtung, um das Problem der überschüssigen Koka zu lösen“, sagt Burgoh.

Dann holt er seinen zweiten „Kokatraum“ aus dem Schrank – in Form verschiedener Teeverpackungen, die schon bald auf den Markt kommen sollen. „Tees, Likör, Shampoo, Mehl oder Süßigkeiten..., man kann so viele Produkte aus der Pflanze herstellen. Aber alle verbinden das Thema sofort mit Drogen. Aber Koka ist nur eine Pflanze, mehr nicht.“ Seit Morales' Amtsantritt im Jahr 2006 setzt sich die bolivianische Regierung verstärkt für die Industrialisierung und internationale Vermarktung des Kokablatts ein – in der Hoffnung auf einen zusätzlichen legalen Absatzmarkt. Drei Produktionsstätten für Kokatee, -likör und -mehl baute sie damals. Inzwischen wurde die Produktpalette um Kosmetikartikel, Zahncremes und weitere Kokanahrungsmittel erweitert.

Gegen das Negativ-Drogenimage

Während es in den großen bolivianischen Städten die ganze Kokaproduktpalette zu kaufen gibt, hat es bisher nur der mate de coca, der Kokatee, über die Landesgrenzen geschafft. Ansonsten findet man einzig im Nachbarland Peru, wo selbst großflächig Koka angebaut wird, eine größere Palette an Kokaprodukten. Zwar bekundete der frühere venezolanische Präsident Hugo Chávez bei einem Staatsbesuch ernsthaftes Interesse, das übrige Ausland lehnt Kokashampoos, Kokaschnaps und Co. bisher jedoch kategorisch ab. Noch immer haftet der Pflanze das Negativ-Drogenimage an, eine Entkriminalisierung und legale Einkommen schaffende Maßnahmen zur Verarbeitung der Koka scheinen noch in weiter Ferne.

Allein einen Kokaverkaufsschlager scheint es zu geben, darf man der E-Mail Glauben schenken, die mich wenige Tage später aus dem Nachbarland Peru erreicht. „Wir produzieren 15.000 Kartons Kokabier à 24 Flaschen im Monat“, schreibt mir Ahmed Alarcón Arce von der Brauerei Peruana in Andahuaylas, dessen Visitenkarte mir der Pförtner im Kokaministerium zugesteckt hat. Der stattliche Preis pro Karton: knapp 24 Euro. „Es ist das beste Bier der Welt, das wir hier in den peruanischen Anden produzieren“, schreibt Arce weiter und verweist auf Kohlenhydrate, Calcium Proteine, Eisen und Vitamin A und B2 – alles Inhaltsstoffe des Kokablattes. Wie viel davon in Kombination mit Alkohol am Ende wohl übrig bleibt? Der peruanische Bierbrauer ist sich jedenfalls sicher: „Kein Lebensmittel hat mehr Nährstoffe als unser Kokabier.

8. Weg mit der Kapitalistenbrause?

„Bolivien wirft Coca-Cola raus“, „Kampf gegen die Kapitalisten-Brause“ oder „Die bolivianische Regierung hat Coca-Cola die Totenglocke geläutet“. In zahlreichen Zeitungen und Nachrichtenportalen waren Ende Juli 2012 solche und ähnliche Überschriften zu lesen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Meldung über den vermeintlichen Rauswurf der US-Brause aus dem Andenstaat verbreitet – eine perfekte Sommerloch-Zeitungsente, wie sich wenige Tage später herausstellte. Unzählige Medien rund um den Globus waren der Falschmeldung aufgesessen.

„Der 21. Dezember 2012 ist das Ende von Egoismus und Differenzen. Der 21. Dezember muss das Ende von Coca-Cola und der Beginn des Mocochinchi sein.“ Diese Worte von Außenminister David Choquehuanca anlässlich der Einweihung eines Flughafens in der Kleinstadt Copacabana hatte die weltweite Nachrichtenwelle ausgelöst und für zahlreiche Spekulationen gesorgt. War dies ein Versuch der bolivianischen Regierung die USA in die Schranken zu weisen? Die Regierung in La Paz zog schließlich die Notbremse und ließ verlautbaren, dass sie zu keinem Zeitpunkt daran gedacht habe, gegen den Coca-Cola-Konzern vorzugehen. Der Außenminister habe die braune Brause lediglich als Metapher gebraucht. Das sei von den Journalisten völlig aus dem Zusammenhang gerissen worden, so eine Regierungssprecherin.

Always Coca-Cola – im Plastikschlauch, mit Strohhalm oder in der Dose

In der Tat ist in Bolivien keine Marke so allgegenwärtig wie Coca-Cola. Ob auf der Straße oder in Restaurants in den Großstädten La Paz, Cochabamba oder Santa Cruz, im entlegenen Hotel in der Salzwüste oder am Mini-Kiosk mitten im Dschungel von Beni – es gibt scheinbar keinen Ort im ganzen Land, an dem es keine Coca-Cola zu kaufen gibt. Im Plastikschlauch mit Strohhalm, in der Dose oder in der Glasflasche – überall wird das Getränk angepriesen, – und das zu Preisen, die auch für den bolivianischen Normalbürger erschwinglich sind. Einen Boliviano, umgerechnet rund zehn Eurocent, zahlt man für eine Coca-Cola Personal mit 190ml Inhalt. Das ist billiger als ein Glas Mocochinchi, das beliebte bolivianische Erfrischungsgetränk mit getrockneten Pfirsichen, Zimt, Nelken und viel Zucker, das Ver-käuferinnen an jeder Straßenecke anbieten.

Inca Kola, Coca Colla oder Brynco Cola – immer wieder haben Unternehmer probiert, ein Konkurrenzprodukt auf den Markt zu bringen, bisher ohne Erfolg. Auf der Suche nach dem Hersteller von Brynco Cola ernte ich nur Schulterzucken. Über einen Beitrag im Schweizer Fernsehen war ich auf den Chemieprofessor Johnny Vargas aus La Paz aufmerksam geworden, der das Getränk im Jahr 2010 erfunden hatte. Im Fernsehinterview erzählte der Unternehmer damals: „Die Idee unseres Getränks ist die Verwendung der Kokablätter in einer gesunden Form. Offenbar ist der Ruf Boliviens, was den Anbau und Konsum der Blätter betrifft, sehr schlecht. Aber mit unserem neuen Getränk können wir zeigen, dass nicht alle Kokablätter in die Herstellung von Kokain gelangen."

Brynco Cola gegen das Negativ-Image der Kokapflanze

Von der Zukunft der Koka war Vargas überzeugt. „Als Chemiker habe ich ein breites Wissen, vor allem bei den Getränken. Diese Erfahrung möchte ich den Studenten weitergeben", sagte er im Fernsehinterview. „Die Theorie muss in die Praxis umgesetzt werden und mein Getränk ist ein Beispiel dafür." Und klar wolle er auch sein kleines Gehalt mit der Geschäftsidee ein wenig aufbessern, erzählte er offen. Die bolivianische Regierung wolle ihn mit 350.000 US-Dollar bei der Umsetzung seines Geschäftsmodells unterstützen. Schließlich sei auch sie daran interessiert, die heilige Pflanze der Bolivianer in ein positiveres Licht zu rücken. In der Fabrik am Stadtrand von El Alto sollten im Monat rund 225 Kilo Kokablätter zu etwa 5.000 Litern Limonade verarbeitet werden.

Zwei Jahre später läuft meine Recherche nach dem vermeintlichen Erfolgsrezept Brynco Cola allerdings ins Leere. An das Getränk können sich nur noch wenige Menschen in La Paz erinnern und auch Johnny Vargas scheint spurlos verschwunden. Erst Mareo Burgoh, Pressesprecher im Vizeministerium für Koka, kann mir weiterhelfen. „Vargas? Ja klar, den kenne ich! Irgendwo habe ich noch seine Visitenkarte", sagt er und beginnt umständlich in seiner Schreibtischschublade zu wühlen. Leider erfolglos. „Aber die Produktion gibt es sowieso nicht mehr", sagt er und zuckt mit den Schultern, „zu viele wollten vom Gewinn profitieren."

Der kleine Bruder mit den zwei „ll“

Lediglich Inca Kola, ein neongelbes Getränk mit Kaugummigeschmack, das vor mehr als einhundert Jahren in Peru erfunden wurde, hat sich in bolivianischen Restaurants und Kiosken etabliert. Coca Colla hingegen schreibt eine ähnliche Geschichte wie Vargas' Brynco Cola. Im bolivianischen Santa Cruz war die kokahaltige Brause ebenfalls auf den Markt gegangen. Die Regierung Morales selbst hatte mit der staatlichen Firma Ospicoca das Getränk im Jahr 2010 eingeführt. Der Präsident wollte damit vor allem für die Legalisierung des Kokaanbaus werben, mutmaßten damals viele. Morales selbst war früher Kokabauer und leitete jahrelang eine einflussreiche Gewerkschaft von Kokabauern in der Region Chapare. So wie das bekannte Getränk aus den USA sollte auch die neue Variante mit dem Doppel-„l“ im Namen Extrakte der Kokapflanze enthalten.

Was heute kaum noch ein Coca-Cola Liebhaber weiß: Der Name des Getränks ist Programm. Der Erfinder John Stith Pemberton hatte ihn aus zwei ursprünglichen Zutaten abgeleitet: dem Kokablatt (coca leaf) und der Kolanuss (cola nut). 1891, rund fünf Jahre nach der Erfindung des Getränks, lagen laut eines Wiener Pharmazeuten bereits mindestens 200 Berichte über Kokainvergiftungen nach Coca-Cola-Genuss vor. 13 Menschen sollen nach dem Konsum des neuen Getränks gestorben sein. Noch im frühen 20. Jahrhundert enthielt ein Glas des Getränks angeblich knapp zehn Gramm Kokain, was die Coca-Cola-Company bis heute bestreitet. Beworben wurde Coca-Cola in den Anfangszeiten als Medizin gegen Müdigkeit, Kopfschmerzen oder Depressionen. Ab 1906 jedoch wurde den Kokablättern vor der Verarbeitung das Kokain entzogen, sodass Coca-Cola heute kokainfrei ist. Noch viele Jahre wurden auf den Etiketten der Flaschen Kokablätter abgedruckt.

Einzelheiten? Streng geheim!

Inzwischen enthält das Getränk nur noch Auszüge der Kokapflanze, Einzelheiten der Rezeptur sind allerdings streng geheim. Unter sorgfältiger Überwachung der US-Drogenpolizei DEA importiert der Chemiekonzern Stephan Company aus Maywood in New Jersey bis heute Kokablätter aus Bolivien und dem benachbarten Peru. Als einziger Konzern in den Vereinigten Staaten von Amerika hat er die Erlaubnis, Kokablätter zu importieren und weiterzuverarbeiten. Die fertigen Kokablattauszüge gehen an den Coca-Cola-Konzern aus Atlanta. Das extrahierte Kokain-Alkaloid wird von

der Firma Mallinckrodt zu pharmazeutischen Produkten weiterverarbeitet, unter anderem für zahnärztliche Behandlungen. Der Konzern in St. Luis, Missouri, ist der USA-weit einzige, der Kokain für den medizinischen Gebrauch aufbereiten darf.

Die genauen Importmengen des Coca-Cola-Konzerns sind in internen Berichten der UN-Drogenbehörde UNDOC aufgelistet. „Allein in den 1990er Jahren haben die Bauern in der Region Villa Tunari bis zu sechs Tonnen Kokablätter jährlich an die Stephan-Company verkauft“, berichtet Polizist Vinicio Encinas. Acht Jahre lang überwachte er für die örtliche Polizeibehörde den Kokaanbau im Chapare. „Der Staat vergibt die Lizenzen an die Bauern. Wer seine Koka an den US-Konzern verkauft, macht ein gutes Geschäft“, erzählt er weiter. „Trocken müssen die Blätter sein und nicht zerfressen – mehr nicht.“

Viele Male hat Encinas selbst mit Qualitätsprüfern des Konzerns die Bauern auf ihren Kokafeldern besucht. Ob er sich Bolivien ohne die süße Brause vorstellen könne, frage ich ihn. Entschieden schüttelt er den Kopf. „Womit soll ich denn sonst meinen Singhani mischen?“ Der ergraute Mittfünfziger lacht herzlich, bevor er noch mal einen tiefen Schluck aus seinem Glas nimmt: Es ist gefüllt mit einem Gemisch aus Cola und dem hochprozentigen Tresterbrand, der als bolivianisches Nationalgetränk gilt. Auch wenn der Andenstaat im Vergleich zu anderen Ländern nur recht kleine Mengen importiert, ist Coca-Cola nicht mehr aus Bolivien wegzudenken – Kapitalistenbrause hin oder her.

Während sie in Bolivien weiterhin auf dem Markt bleibt, ist die Limonade in Nordkorea, Myanmar und auf Kuba übrigens offiziell verboten. In Indien stand der US-Konzern immer wieder unter Beschuss. Zuletzt hatte ein Befund über den enorm hohen Pestizidgehalt in Coca-Cola zu Verkaufs-, Ausschank- und Produktionsverboten geführt. Doch auch in dem asiatischen Milliardenstaat trinken die Menschen mittlerweile wieder landauf- und landab Coca-Cola.

9. Die Zukunft liegt in der Koka

„Viele Frauen kommen heute vor allem wegen ihrer Ehemänner zu mir“, sagt Doña Olga und greift mit der Hand in den Sack voller Kokablätter, der vor ihr auf dem Tisch steht. „Sie befürchten, dass ihr Mann sie betrügt und ich soll ihnen zum Beispiel dabei helfen herauszufinden, ob er sie verlassen

wird und zu seiner Geliebten geht oder ob er bei ihnen bleibt.“ Doña Olga ist eine Sahuma, wie man auf Quechua sagt, eine „Heilerin“ oder „Hexe“, die aus der Koka die Zukunft liest. Auch im 21. Jahrhundert sind Sahumas fester Bestandteil des Alltags in Bolivien und Menschen aus allen Bevölkerungsschichten nehmen ihre Dienste in Anspruch. Sie glauben daran, dass Sahumas mit einer anderen Welt kommunizieren können, die jenseits unserer gewohnten Raum-Zeit-Struktur liegt. Ihr Medium ist das Kokablatt, die „Mama Coca“. In der Kultur der andinen Völker ist die Koka die Verbindung zum Göttlichen und darf bei keinem Ritual fehlen.

Dass ich als Ausländerin heute bei der Heilerin sitzen darf, verdanke ich meinen Bekannten Guisela und Stefan. Ohne sie hätte ich wohl nie von Doña Olga erfahren, geschweige denn einen Termin bei ihr bekommen. Bei einem Besuch in Cochabamba im vergangenen Jahr war ich auf die ältere Dame aufmerksam geworden. Guisela und Stefan wohnten damals im Hinterhaus von Doña Olga zur Untermiete. Verließ man morgens das Haus, so fiel einem vor allem die lange Menschenschlange vor der Türe auf. Geduldig warteten die Männer und Frauen, bis die Sahuma ihnen Einlass gewährte. „Sie hilft den Menschen und schaut in die Zukunft“, hatte Guisela mir damals erklärt. „Dazu benutzt sie Kokablätter und andere Sachen. Außerdem hat sie einen besonderen Stein. Aber wie sie genau arbeitet, kann ich dir auch nicht sagen, ich habe sie noch nie danach gefragt.“

Ein gutes Jahr später sitze ich in Doña Olgas Behandlungszimmer. Es ist noch früh am Samstagmorgen. Bevor die ersten Kunden kommen, hat sie sich Zeit genommen, um mir ihre Arbeit zu erklären. In einem geblümten T-Shirt sitzt die 67-Jährige an ihrem Schreibtisch. Ihr Handy baumelt an einem Band um ihren Hals. Vor ihr stehen einige kleine Fläschchen, gefüllt mit bunten Tinkturen und ein riesiger Sack voller Kokablätter. Der Schäferhund der Familie hat es sich in der Ecke gemütlich gemacht und beobachtet uns schläfrig aus halb geschlossenen Augen.

Koka überführt Ehebrecher und Diebe

Behutsam beginnt Doña Olga, die Kokablätter auf dem Tisch vor sich auszulegen. Aus je sechs Blättern formt sie symbolisch eine Figur. „Das ist die Ehefrau, das ihr Mann und das die Geliebte“, sagt sie und deutet auf die drei Kokagebilde, die sie mit wenigen Handgriffen gelegt hat. Dann nimmt sie erneut eine Handvoll Kokablätter aus dem Sack, streut sie mit einer schnellen Bewegung darüber und beginnt das Muster zu studieren. „Schau, hier

siehst du es“, sagt sie und deutet auf ein Blatt, das wie ein verbindendes Element zwischen Kokafrau und Kokamann liegt. „Dieser Fall wäre ganz eindeutig: Er wird seine Geliebte verlassen und zu seiner Ehefrau zurückkehren.“ Eine Wischbewegung und alle Kokablätter sind wieder auf einem Haufen, wild gemischt. Geduldig erklärt Doña Olga mir eine Figur nach der anderen. Sie zeigt mir, wie sie einen Dieb anhand des Kokalesens überführen kann oder wie sie mithilfe der Koka den Verlauf einer bevorstehenden Reise vorhersagen kann. Dazu reiht sie mehrere Kokablätter wie einen Weg aneinander, bevor sie erneut eine Handvoll Blätter darüber streut und das Ergebnis deutet.

Ihre Fähigkeiten hat Doña Olga von der Großmutter geerbt, dessen ist sie sich sicher. „Kurz bevor sie starb, hat meine Großmutter auf mich gezeigt und gesagt: ‚Sie hat die Fähigkeit, sie hat das Wissen.‘ Seitdem beschäftige ich mich mit Wahrsagung und Heilung. Seit meinem zwölften Lebensjahr.“ Die Großmutter ist längst gestorben und Doña Olga eine weithin bekannte Heilerin. „Meine Fähigkeiten sind inzwischen im ganzen Land bekannt“, erzählt sie mit Stolz. Aus dem knapp 500 Kilometer entfernten Santa Cruz kommen die Menschen zu ihr und auch aus La Paz, das rund 400 Kilometer weit weg ist. Werben muss Doña Olga nicht für ihre Fähigkeiten. „Das läuft alles über Mund-zu-Mund-Propaganda“, verrät mir Guisela, die mich zu dem Termin begleitet hat. „Es ist nur wichtig, dass sie als Sahuma sehr gut Quechua spricht. Ohne Quechua kommt kein richtiges Gespräch zustande.“ Die Indigenensprache ist die Muttersprache vieler Kunden, vor allem aus den ländlichen Regionen. Spanisch sprechen sie oft nur sehr gebrochen. In ihrer Muttersprache tragen sie Doña Olga ihre Anliegen vor, erzählen ihr von ihren Sorgen und Ängsten.

Ein Euro für den Traumberuf

Auch körperliche Beschwerden kann Doña Olga mithilfe der Koka erkennen und heilen. Außerdem sagt sie arbeitslosen Kunden voraus, ob und wo sie wieder Arbeit finden werden. „Manchmal kommt ein Anwalt, der Bäcker werden will oder ein Arzt, der davon träumt, Taxifahrer zu werden“, sagt sie, während ich sie ungläubig anschaue. Dass Bolivien vielerorts von Anwälten geradezu überschwemmt zu sein scheint, habe ich mit eigenen Augen gesehen. So warteten beispielsweise in einem kleinen Dörfchen in der nahe gelegenen Region Chapare täglich rund zehn Anwälte auf dem Marktplatz auf Kundschaft. Dennoch scheint die Berufswahl Bäcker bei einem Anwalt eher außergewöhnlich. Aber Doña Olga zählt detailliert einige Einzelbeispiele

auf, während sich der Innenhof mit immer mehr Kundschaft füllt. Geduldig warten die Menschen darauf, dass sie von der Heilerin empfangen werden. Zehn Bolivianos, etwas mehr als einen Euro, verlangt Doña Olga für das Kokalesen. Die Heilmittel für etwaige Folgebehandlungen berechnet sie extra.

Im Regal hinter mir stapeln sich Salben und Tinkturen, Kerzen und Kräuter und sogenannte misterios, Mysterien, – kleine viereckige Plättchen aus Salzteig oder Wachs, die mit Tieren, Figuren, Flugzeugen, Dollarzeichen und anderen Symbolen bedruckt sind. „Der Großteil der Heilmittel stammt aus Brasilien und Peru“, erzählt Doña Olga. „Die Firmen dort verdienen eine Menge Geld damit.“ Dass sie selbst auch sehr gut davon leben kann, verrät mir Guisela. „Das ganze riesige Haus hat sie sich mit dem Kokalesen finanziert“, flüstert sie mir zu. „Sie heilt auch Politiker und andere berühmte Persönlichkeiten. Auch Doña Olgas Tochter arbeitet heute als Heilerin, die verlangt sogar Dollar.“ Wie viel, weiß Guisela nicht genau. „Aber die ist richtig teuer“, versichert sie. Das Zukunfts- und Glücksgeschäft mit der Koka beruhigt also nicht nur die Gemüter der Besucher, der Heilerin beschert es auch ein ordentliches Einkommen.

Ein bisschen Glück gratis

Ein bisschen Glück möchte sie auch mir auf meine weitere Reise mitgeben – ganz umsonst. Vorsichtig träufelt Doña Olga mir ein paar Tropfen eines süß duftenden Blumenextrakts in meine rechte Hand. Nachdem ich das Elixier zwischen meinen Handflächen zerrieben habe, soll ich diese über Kreuz auf die Brust legen. „So, wenn du keine Fragen mehr hast, kümmere ich mich jetzt um meine Kunden. Komm mit in die Kapelle und nimm deine Kamera mit. Du kannst gerne fotografieren.“ Auch wenn ich noch unzählige Fragen habe, ist ihr Angebot bei einer Behandlung live dabei zu sein noch verlockender.

In der Hauskapelle wartet eine Familie geduldig auf die Sahuma. Der Mann trägt eine Schirmmütze, Jeans und eine dicke Jacke. Die staubigen Sandalen aus alten Autoreifen und der große Rucksack auf seinem Rücken lassen nur erahnen, dass er und seine Familie einen langen Weg auf sich genommen haben, um hierher zu kommen. Die Frau hat die Haare zu zwei hüftlangen Zöpfen geflochten, die Enden sind mit kunstvollem Perlenschmuck miteinander verbunden. Auch sie trägt einfache Plastiksandalen, einen ausladenden, knielangen Samtrock, eine Stickbluse und einen wei-

ßen Sommerhut – die typische Kleidung der traditionell gekleideten Frauen in dieser Region, der Cholitas. Auf dem Boden vor ihnen spielt ein kleines rotznasiges Mädchen in schmutzigen Kleidern mit ein paar Kieselsteinen.

Während Vater und Mutter langsam auf Doña Olga und den Altar zugehen, bleibt die Tochter unbeeindruckt von der Szene ruhig auf dem Boden sitzen. Mit einer mit Kräutern gefüllten Zeitungsseite zeichnet Doña Olga die Konturen ihrer Gegenüber nach, während diese andächtig den Kopf beugen. Dieses Ritual soll die Besucher von schlechten Energien befreien, sie äußerlich reinigen. Gleichzeitig kauen sie Kokablätter, die eine innerliche Reinigung des Körpers bewirken sollen. Auf dem Altar im Hintergrund stehen zahlreiche Fotos von Angehörigen der Besucher, denen Doña Olga helfen soll, kleine Heiligenstatuen mit Bluttränen unter den Augen sowie ein großer Stein mit einem Kreuz in der Mitte. „Der soll ihr besondere Fähigkeiten verleihen“, flüstert Guisela mir ins Ohr. „Früher verwahrte sie sogar die Gebeine der verstorbenen Großmutter hier im Raum.“ Seit sie jedoch beklaut wurde, bewahre Doña Olga diese an einem sichereren Ort auf. Eine Heilerin, die beklaut wird? Hätte sie nicht einfach die Koka zurate ziehen können, um den Dieb zu entlarven, geht es mir durch den Kopf.

Doch es bleibt keine Zeit, meine Frage loszuwerden. Das Ritual geht weiter. Im Innenhof muss das Ehepaar dreimal mit einem großen Schritt über ein Kohleräucherwerk steigen, das von einem Dornenkranz umgeben ist. Das soll ihnen Glück bringen. Ein Glück, das die Frau auch mit ihrem großen Hut auffangen will, indem sie ihn über die qualmenden Kohlen bewegt und dann schnell aufsetzt. Der Ehemann versucht, den Rauch mit einer schnellen Handbewegung in seine Hosentasche zu „stecken“. Dann verschwindet die Familie in Doña Olgas Behandlungszimmer, während schon die nächsten Besucher um die Ecke kommen, in der Hand zwei kleine Tüten voller Kokablätter. „So geht das jeden Tag. Alle paar Minuten kommen neue Leute“, erzählt Guisela. „Kannst du dir das vorstellen?“

Hausherrin, Heilerin und Freundin

Sechs Tage die Woche empfängt Doña Olga Menschen von nah und fern, sechs Tage die Woche befragt sie die Koka, versucht mit ihrer Hilfe die Fragen und Probleme ihrer Mitmenschen zu lösen. Guisela hat Doña Olga all’ die Jahre, die sie bei ihr gewohnt hat nie auf ihre Arbeit angesprochen. „Ich glaube nur an Gott“, vertraut sie mir an. „Doña Olga ist auch gläubig, geht in den Gottesdienst. Aber die Kirche akzeptiert diese Mischung aus katholi-

schem und indigenem Glauben nicht.“ Was sie selbst von den Kokavorhersagen ihrer ehemaligen Vermieterin hält? Die Katholikin begegnet ihr mit einer Mischung aus Respekt und Skepsis, obwohl die beiden Frauen mit den Jahren zu guten Freundinnen geworden sind. In einer E-Mail bedankt sie sich später bei mir: Durch mein Interview habe auch sie einen Einblick in die Arbeit der Sahuma bekommen.

10. Noch mehr Koka-Prophezeiungen

El Alto ist eine Stadt der Superlative. Ihrer Lage zwischen 3.900 und 4.150 Metern über dem Meeresspiegel verdankt die Stadt westlich von La Paz ihren Namen: die Höhe. Sie gilt als eine der am schnellsten wachsenden Städte Lateinamerikas. Jeder zehnte Bolivianer ist ein Alteño, wie die Bewohner hier genannt werden, und allein zwischen 1992 und 2010 verdoppelte sich die Einwohnerzahl auf eine Million. El Alto wird auch die Stadt der Jugend genannt, denn mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist unter 18 Jahre alt. Hier treffe ich Lidia Mujica Bautista. Ebenso wie Doña Olga im 400 Kilometer entfernten Cochabamba hat die 30-Jährige gelernt, aus Kokablättern und Karten die Zukunft von Menschen vorauszusagen.

„Angefangen hat alles als kleines Mädchen in der Schule“, erzählt die zierliche Frau im roten Rollkragenpullover. „Mit acht Jahren habe ich begonnen, Karten zu lesen. Damals war es nur ein Spiel. Aber später haben mich immer mehr Freunde gefragt, ob ich ihnen aus den Karten lese und ich habe Geld dafür genommen.“ Damals war sie noch Schülerin einer Klosterschule des Salesianer Ordens. Ihr Plan war es, später Ordensschwester zu werden. Doch als sie einer Nonne vom Kartenlesen erzählte, reagierte diese anders als Lidia erwartet hatte. „Das ist teuflisch, du musst sofort damit aufhören, sonst kannst du nie Nonne werden“, habe sie der Schülerin befohlen. Stattdessen verließ Lidia die Klosterschule und änderte ihre Pläne. Statt Ordensschwester ist sie heute Lehrerin von Beruf, außerdem hat sie geheiratet und zwei Kinder bekommen.

Vom Blitz getroffen, von den Göttern auserwählt

Schon ihr Vater besuchte immer wieder einen Yatiri, um ihn über den Ausgang seiner beruflichen Geschäfte zu befragen. Yatiri nennt das Volk der Aymara weise und spirituelle Oberhäupter. Bei einem dieser Besuche bemerkte der Yatiri Lidias Fähigkeiten. „Du kannst Karten lesen, aber du darfst nicht

damit spielen“, warnte er sie. „Mein Vater hat diese Fähigkeit auf mich übertragen“, ist sich die junge Frau sicher. Die Aymara sind davon überzeugt, dass einzelne Menschen von den Göttern ausgewählt werden, etwa wenn sie von einem Blitz getroffen werden und dies überleben, wenn sie sechs statt fünf Zehen haben oder wenn sie – wie Lidias Vater – mit den Füßen zuerst zur Welt kommen.

In Pajchiri, einem heiligen Aymara-Ort nahe El Alto, fragte Lidia schließlich gemeinsam mit dem Yatiri-Freund des Vaters die Götter um Erlaubnis, ihre seherischen Fähigkeiten einzusetzen. 25 Jahre war sie damals alt. Ihr Ehemann Jhon und ihre Eltern begleiteten sie. „So eine Zeremonie ist etwas ganz Besonderes und nicht ungefährlich. Man kann dabei auch krank werden oder sogar sterben“, erklärt die ernste junge Frau. Auf dem Berg brachten sie den Göttern gemeinsam ein Opfer dar: zwölf weiße Nelken, zwölf Teller Erde und zwölf Kerzen. „Seit diesem Tag kann ich viel exakter die Karten und die Koka lesen“, erzählt sie.

20 Cent für einen Blick in die Zukunft

Wie viele Yatiris es in Bolivien gibt, weiß keiner so genau. Einige sind in Vereinigungen organisiert. „Aber es ist schwer zu sagen, wer ein echter Schamane ist und wer nicht“, berichtet Lidia. Zwei Bolivianos, umgerechnet 20 Cent, verlangt Lidia von Kunden für ihre Fähigkeiten. „Aber ich mache es nur ab und zu, nicht um das große Geld zu verdienen“, erzählt sie. „Andere, die davon leben, lesen den ganzen Tag – zwanzig Mal oder noch öfters. Und es gibt auch viele Scharlatane. Du musst nur die Straße runter auf den Markt gehen. Da sitzen ganz viele. Aber pass gut auf deine Kamera auf.“ Nein danke, da nehme ich lieber Lidias Dienste in Anspruch. Sie hat mir angeboten, einen Blick in meine persönliche Zukunft zu werfen. In mein Liebesleben, meine Familiengeschichte oder das, was mich nach meiner Rückkehr nach Deutschland im Arbeitsleben erwartet.

Im Wohnzimmer des Ehepaars in El Alto warte ich gespannt darauf, dass sie mir aus der Koka liest und mir verrät, was die Zukunft für mich bereithält. „Schatz, kannst du mir bitte die Koka bringen“, ruft Lidia ihrem Ehemann Jhon zu. „Es darf alles fehlen, nur nicht die Koka“, sagt sie. Ob bei einem Todesfall, bei einer Hochzeit oder eben zum Zukunftslesen – für die Bolivianer gibt es oft Gelegenheiten, bei denen die grünen Blätter schnell zur Hand sein müssen. Während Jhon sich auf den Weg macht, erklärt mir Lidia, wie sie beim Kokalesen vorgeht. „Die Koka ist für mich wie ein Weg-

weiser“, sagt sie, „und das Kokalesen ist wie ein Dialog. Ich frage die Koka etwas und sie gibt mir die Antwort. Das ist, als ob ich mich mit jemandem unterhalten würde.“

Koka, Alkohol und ein Tari

Ihre Grundausstattung für diese Unterhaltung der besonderen Art: Kokablätter, Alkohol und ein Tari – ein buntes Viereckt uch aus Webstoff. Jeder hat eine eigene Methode, in den Kokablättern zu lesen. Anders als Doña Olga legt Lidia keine Figuren mit der Koka, sondern teilt einige Blätter auf verschiedene Häufchen auf. Ihr Tari ist in vier Bereiche unterteilt: die Oberwelt, die Unterwelt, Vergangenheit und Zukunft. „Hast du dir schon überlegt, was du von der Koka wissen möchtest?“, fragt sie mich. „Etwas über deine Familie, die Liebe, Arbeit oder Gesundheit?“ Lidia schaut mich fragend an. Ich entscheide mich für das Thema Arbeit, das hört sich erst mal am Unverfänglichsten an.

Inzwischen ist Jhon mit frischen Kokablättern zurück. Ob zum Kauen, als Kokatee oder zum wahrsagen – verwendet werden immer dieselben Kokablätter, – nur frisch müssen sie sein. Schweigend kauen wir einige Kokablätter. Jetzt ist die Zeit, sich auf das Ritual vorzubereiten. Auf dem Tisch breitet Lidia ihr Tari aus. Sie nimmt eine Handvoll Kokablätter und streut sie darüber. Blind greift sie zwei Blätter aus dem Haufen, küsst sie, nennt meinen Namen und legt sie über Kreuz in die Mitte des Tuches. Darauf kommen meine zwei Bolivianos. Der Preis für ihre Weissagungen. Vorsichtig öffnet Lidia eine Flasche hochprozentigen Alkohol. Den ersten Schluck kippt sie zur Ehrerbietung für Pachamama (Mutter Erde) auf den Boden. Im Aymaraglaube wird die personifizierte Erde als Göttin verehrt, der alle Kreaturen ihr Leben verdanken. Lidia träufelt einen weiteren Schluck über die Kokablätter. Sie klappt die eine Hälfte des Tari zu und schnell wieder auf, wobei links und rechts zwei kleine Blätterhäufchen entstehen.

Darf es noch mehr Wahrsagung sein?

Dann beginnt Lidia mit ihrer Wahrsagung. Gründlich betrachtet sie die einzelnen Blätter. „Auch wenn ich etwas Ne ves in der Koka lese, muss ich es meinem Gegenüber mitteilen“, sagt sie. „Sonst bedeutet das auch für mich Unheil.“ Sie spricht von Menschen in meinem Umfeld, die meiner Bolivienreise negativ gegenüberstehen, von Kollegen, die mir feindlich gesinnt

sind, aber auch von neuen beruflichen Herausforderungen und davon, dass ich schon bald nach Bolivien zurückkehren werde. Sorgfältig faltet sie die vier Ecken des Tari zu einem kleineren Viereck zusammen. Die Kokablätter, meine Zukunft, verschwindet darin. „Oder soll ich dir noch einmal aus der Koka lesen? Willst du noch was wissen? Über die Liebe oder die Familie?“ Lidia schaut mich fragend an. Die Wahrsagungen können beliebig oft wiederholt werden, erklärt sie mir – Ende jedes Mal von Neuem offen. Nein. Fürs Erste reicht mir das.

Obwohl einst die Ordensschwester Lidias seherische Fähigkeiten als Teufelszeug verurteilte, lebt die junge Frau bis heute ein Leben, in dem neben traditionellen Aymararitualen auch die katholische Kirche ihren festen Platz hat. Zum Beweis zeigt sie auf einen kleinen blumengeschmückten Altar, auf dem eine Statue des heiligen Santiago steht. „Wir benutzen auch Elemente des katholischen Glaubens“, erklärt sie, „zum Beispiel das Kreuz oder Weihwasser.“ Für sie gibt es keinen Widerspruch. Ganz im Gegenteil: Traditionelle Kultur und Christentum können sich gegenseitig bereichern. Und die katholische Kirche? „Die ist zwar nicht ganz einverstanden, aber sie akzeptiert unseren Glauben“, sagt Lidia und lacht.

11. „Ständig denkt man, sie kriegen einen“

Eine halbe Stunde haben wir uns über seine Möbel unterhalten, über seine Familie, über die Unterschiede zwischen Deutschland und Bolivien. „Bloß nicht mit der Tür ins Haus fallen“, hatte mich Psychologin Olivia im Vorfeld gebeten. Unruhig rutscht Julian Puma Parquaia auf dem Hocker hin und her, die Baseballmütze tief ins Gesicht gezogen. Dann scheint er bereit und beginnt zu erzählen, wie das damals war vor fünf Jahren. „Die Kinder waren noch in der Schule, als sie mich geholt haben.“ Julian Puma Parquaia erinnert sich noch genau an jenen Dienstagvormittag im April 2007. Mit Waffen seien sie in sein Haus eingedrungen, hätten ihn überwältigt und festgenommen. Nein, zimperlich seien sie damals nicht mit ihm umgegangen.

„Als die Kinder und meine Frau am Nachmittag nach Hause kamen, war ich längst weg“, fügt er leise hinzu und blickt beschämt auf den Boden. Über Umwege brachten ihn die Einsatzkräfte der Spezialeinheit FELCN (Fuerza Especial de Lucha Contra el Narcotráfico – Spezialeinheit im Kampf gegen den Drogenhandel) in ein Gefängnis nach Cochabamba. Das Urteil nach dem bolivianischen Drogengesetz lautete fünf Jahre Haftstrafe wegen des Besitzes von drei Kilogramm Kokain. Über seine kleine Kokainküche hätten damals

einige Bescheid gewusst – seine Frau, Freunde, bestimmt auch die Nachbarn. Wie er damals aufgeflogen ist und ob er verraten wurde, weiß der 38-Jährige bis heute nicht. Aber das spiele auch keine Rolle mehr, versichert er.

Genug zu essen, ein Auto, vielleicht sogar ein schönes Haus

Dabei wollte er seiner Familie nur ein besseres Leben ermöglichen, beteuert der ehemalige Reis- und Kokabauer und spielt nervös mit seinen Fingern – genug zu essen, ein Auto, vielleicht sogar ein schönes Haus für die siebenköpfige Familie. Da kam das Angebot eines Bekannten gerade recht. Dieser versprach ihm ein lukratives Extraeinkommen durch die Herstellung von Kokapaste und Kokain. Parquaia willigte ein. „Wie Kokain hergestellt wird, dass weiß im Chapare jeder", erzählt er. Der Bekannte lieferte ihm die nötigen Chemikalien, die Kokablätter kamen vom eigenen Feld. Nach Abzug sämtlicher Kosten habe er auf einmal 100 Dollar die Woche verdient, oft sogar bis zu 300 Dollar. Ein guter Schnitt, wenn man bedenkt, dass das jährliche Pro-Kopf-Einkommen in Bolivien bei 800 Dollar liegt, bei etwas mehr als 600 Euro. „Aber trotzdem war es kein gutes Leben", erzählt Parquaia. „Tagsüber hat man Angst und nachts kann man auch nicht schlafen, weil man ständig denkt, sie kriegen einen."

An jenem Tag im April wurden seine Befürchtungen wahr. Über Umwege brachten sie ihn ins Gefängnis San Sebastian, mitten in der 600.000 Einwohner Stadt Cochabamba. Rund 200 Männer und Frauen verbüßen hier eine Haftstrafe – die Hälfte von ihnen wegen Verstoßes gegen das Gesetz 1008, das bolivianische Drogengesetz. Einmal verhaftet wird erst einmal einfach weggesperrt. Auf eine Gerichtsverhandlung warten die Inhaftierten oft mehrere Jahre. In einem Labyrinth aus verwinkelten Gängen, Bretterverschlägen, Treppenaufgängen und Leitern haben sich die Häftlinge im Gefängnis San Sebastian ihre winzigen Zellen eingerichtet. Auf engstem Raum leben sie hier meist mit ihren Partnern und Kindern zusammen. Als sogenannte Freigänger ziehen in Bolivien wie in vielen anderen lateinamerikanischen Ländern die Angehörigen oft mit ins Gefängnis – meist aus finanziellen Gründen. Tagsüber gehen sie arbeiten oder zur Schule und abends kommen sie zurück – hinter die Gefängnismauern. Allein in San Sebastian soll es rund 400 Freigänger geben, darunter zahlreiche Kinder, die im Gefängnis aufwachsen oder sogar dort zur Welt gekommen sind. Wie viele es genau sind, weiß keiner. Oft geben die Inhaftierten ihre ganzen Ersparnisse – auch aus dem Verkauf ihres Häuschens – dafür aus, um sich und ihrer Familie eine eigene Zelle leisten zu können.

Holz, Nägel und Werkzeuge zum Überleben

Auch Julian Puma Parquaia hatte sich damals eine Gefängniszelle gekauft. Wie viel er dafür bezahlen musste, weiß er nicht mehr genau. Aber teuer sei sie gewesen – und extrem klein. Allerdings zog er alleine ein. Seine Frau und die fünf Kinder hatten Glück und konnten es sich finanziell leisten, in Freiheit zu bleiben. Der Gefängnisalltag blieb ihnen erspart. Doch es sei nicht einfach gewesen für die Mutter, die ihre Kinder nun alleine aufziehen und sich gleichzeitig um den Ehemann im Gefängnis kümmern musste. Denn für die Versorgung der Insassen mit Lebensmitteln oder Hygieneartikeln sind die Angehörigen zuständig. Auch Parquaias Frau brachte ihn damals Essen – und Holz, Nägel, Werkzeuge. Nachdem er die ersten Monate im Gefängnis als Handlanger gearbeitet hatte, absolvierte Parquaia eine sechsmonatige Ausbildung zum Schreiner. „Ab und zu habe ich sogar etwas verkauft und ein bisschen Geld verdient“, erzählt er.

Oscar (21), Rolando (17), Celina (13) und seine zwei Jüngsten Abgail (12) und Joselin (7) waren zeitweise im Kinderdorf Christkönig untergebracht, einer Einrichtung für „Gefängniskinder“. „Meine Frau hatte kein Geld und die Kinder haben ihre Mutter irgendwann nicht mehr respektiert“, erzählt Julian Puma Parquaia. Im Kinderdorf können die Kinder von Inhaftierten wohnen und zur Schule gehen, außerdem werden sie psychologisch betreut. Einmal im Monat dürfen die Eltern ihre Kinder besuchen, allerdings oft nur gegen eine Gegenleistung. „Manche Polizisten waren korrupt und wollten 50 Bolivianos (rund fünf Euro), damit sie einem beim Besuch die Handschellen abmachen“, berichtet Julian Puma Parquaia. „Und 20 Bolivianos musste ich für den Transport bezahlen. Und dann will man seinen Kindern natürlich auch wenigstens etwas zu trinken mitbringen.“ Er blickt auf den Boden. „Deswegen konnte ich es mir oft nicht leisten, meine Kinder zu sehen.“

Ein ganz besonderer Tag

Im Mai 2011 wurde Julian Puma Parquaia schließlich aus der Haft entlassen. Ein ganz besonderer Tag sei es gewesen. Doch gleichzeitig sei da die Angst vor der ungewissen Zukunft gewesen. Nach seinem Gefängnisaufenthalt habe es eine ganze Weile gedauert, bis das Zusammenleben in der Familie wieder funktioniert habe – die Trennung war lang – der Vater im Gefängnis, die Kinder im Heim. Die Psychologen des Kinderdorfs haben die Geschwister Schritt für Schritt auf die neue Situation vorbereitet und lange

Gespräche mit den Eltern geführt. Am Anfang sei das Verhältnis zu seinen Kindern sehr distanziert gewesen, erzählt er. „Aber ich weiß, dass sie wahnsinniges Glück hatten, im Kinderdorf statt im Gefängnis aufzuwachsen.“ In diesem Augenblick kommen die beiden Jüngsten aus der Schule zurück. Artig grüßen sie den fremden Besuch, bevor sie in ihren Schuluniformen laut kichernd einem zerzausten Tigerkätzchen hinterher jagen, das fluchtartig davonrennt. Auf den ersten Blick zwei ganz normale Kinder.

„Irgendwann sind wir alle von unseren Kindern abhängig“, sagt der Vater nachdenklich, „deswegen sollen sie auf jeden Fall eine gute Ausbildung bekommen.“ Der älteste Sohn studiert inzwischen Buchhaltung an der Technischen Hochschule in Cochabamba, der zweitälteste will bald eine Ausbildung beginnen. Doch noch ist es der Vater, der die siebenköpfige Familie ernähren muss. Gemeinsam mit einem Bekannten hat er nach seiner Entlassung am Stadtrand von Cochabamba eine kleine Schreinerei eröffnet. Er zeigt uns einen Kleiderschrank mit kunstvollen Schnitzereien – sein jüngstes, fast fertiges Werk. Daneben lehnen mehrere Bettpfosten und ein Nachttisch. Zahllose Schrunden an seinen Fingern lassen die Arbeit erahnen, die in den einzelnen Möbelstücken steckt. Direkt an der Hauptstraße vor dem Haus hat der Schreiner auch ein aufwendig gearbeitetes Hochbett platziert. Ein großes Schild am Bettpfosten weist den Preis aus: Umgerechnet 80 Euro soll es kosten.

„Mit Kokain möchte ich nichts mehr zu tun haben“

Das Haus im Chapare konnte die Familie behalten. 100 Bolivianos, rund zehn Euro Mieteinnahmen, bringt es monatlich ein. Irgendwann möchte Julian Puma Parquaia mit seiner Familie dorthin zurück. Auch wenn es in diesem Moment keiner ausspricht: zurück in den Chapare zu gehen, hieße auch, zurück in die Region mit dem verlockenden, leicht verdienten Drogengeld zu ziehen. „Das Leben hier ist nicht einfach. Ich brauche mindestens 400 Bolivianos im Monat, um meine Familie zu ernähren, allein das Brot kostet jeden Tag sieben Bolivianos“, rechnet Parquaias vor. Aber mit Kokain, nein, damit möchte ich nichts mehr zu tun haben.“

12. Hinter Gefängnismauern

Punkt neun Uhr morgens dreht sich der Schlüssel drei Mal im Schloss und eine Beamtin in grüner Uniform tritt aus der Türe. Das Gefängnis San

Antonio in Cochabamba öffnet seine Tore. Eine Menschentraube wartet geduldig auf Einlass: Ehefrauen mit Essensvorräten und Kleiderpaketen, mehrere Mitarbeiter von Hilfsorganisationen, daneben ein Getränkelieferant mit zahlreichen Coca-Cola-Kisten. Doch ehe jemand Einlass in den Hochsicherheitstrakt bekommt, stürmt eine riesige Gruppe Kinder aus dem Inneren des Gefängnisses – Jungen und Mädchen mit Rucksäcken und Schultaschen, viele von ihnen kaum älter als drei oder vier Jahre. „180 sind es offiziell", sagt Sozialarbeiterin Olivia neben mir nüchtern, „aber in Wirklichkeit leben hier viel mehr Kinder." Wie viele es genau sind, weiß keiner. In wenigen Minuten sind alle Jungen und Mädchen in den Kleinbussen zweier Hilfsorganisationen verfrachtet. Sie ermöglichen ihnen tagsüber den Kindergarten oder die Schule zu besuchen, bevor sie abends wieder in das Gefängnis zurückkehren.

2.000 Bolivianos für 2x2,5 Meter Zelle

Was bei uns in Deutschland unvorstellbar wäre, ist in Bolivien die Regel. Wird ein Elternteil wegen Drogenhandels, Diebstahls oder Mordes inhaftiert, gehen der Partner (meist sind es die Ehefrauen) und die Kinder oft mit ins Gefängnis. Als sogenannte Freigänger können sie die Haftanstalt zwar jederzeit verlassen, dennoch wachsen unzählige Kinder hinter Gefängnismauern auf. Aber meist bleibt ihnen keine andere Wahl. Nicht selten müssen die Familien ihre Wohnung verkaufen, um eine winzige Gefängniszelle zu erwerben. 2.000 Bolivianos, etwas mehr als 200 Euro, kostet beispielsweise eine Zelle von 2 x 2,5 Metern, berichtet Olivia. Nach der Entlassung wird diese einfach an den nächsten Häftling weiterverkauft. Die Alternative: eine Gemeinschaftszelle mit acht und mehr Häftlingen und gegebenenfalls ihren Angehörigen.

Olivia kennt die Gefängnisse in und um Cochabamba: San Sebastian, Alba oder Sacaba. Die Frau mit dem knallroten Lippenstift arbeitet schon viele Jahre als Sozialarbeiterin im Kinderdorf Christkönig. 212 Jungen und Mädchen leben in der Einrichtung am Stadtrand von Cochabamba. Sie alle haben eines gemeinsam: Ihre Eltern sind in den Gefängnissen von Cochabamba, La Paz und Iquique im benachbarten Chile inhaftiert. Viele von ihnen sind wegen Drogenhandels im Gefängnis. Nur wenige Kilometer von Cochabamba entfernt beginnt die Region Chapare, ein Hauptanbaugebiet der Kokapflanze, aus der auch Kokain hergestellt wird. „Hier im Gefängnis sitzen auch zwei Norwegerinnen wegen Drogen ein, einige Peruanerinnen, Chileninnen und auch zwei Chinesinnen", erzählt Olivia. Heute Vormittag

will sie die 35-jährige Aida besuchen. Seit fünf Jahren ist sie wegen Verstoßes gegen das bolivianische Drogengesetz inhaftiert. Ley 1008 – Gesetz 1008 – ist der gebräuchliche Begriff, der in Bolivien in aller Munde ist. Wer wegen dieses Gesetzes eine Haftstrafe verbüßt, hat entweder illegal Koka angebaut, Kokapaste oder Kokain hergestellt oder verkauft, wie es bei Aida der Fall war.

Das schwierige Danach

Ausweiskontrolle, Taschenkontrolle, Unterschrift, ein Metalldetektor – dann sind wir im Innenhof des Gefängnisses. Mit zahlreichen Verkaufs- und Essensständen erinnert der erste Blick eher an einen Wochenmarkt als an eine Haftanstalt. An einem Plastiktisch unter einem Sonnenschirm erwartet uns Aida. „Nur noch wenige Monate“, sagt die hagere Frau, „dann bin ich hier raus. Dann muss ich Arbeit suchen, damit ich meine Kinder wieder zu mir holen kann“. „Genau deswegen bin ich heute hier“, sagt Olivia zu Aida, „ich will mit Ihnen über das Danach sprechen. Wir möchten Ihnen nach Ihrer Entlassung helfen. Dafür brauchen wir als Erstes Ihre Entlassungspapiere, sobald Sie in Freiheit sind.“ Olivias Aufgabe ist es nicht nur, die Kinder aus den Gefängnissen zu holen, sondern die Familien später wieder zusammenzuführen, vorausgesetzt diese sind dazu bereit. „Ihre Kinder Jennifer und Viviana sind sehr traurig, dass keiner sie besuchen kommt oder anruft“, sagt Olivia. Bedrückt schaut die Mutter sie an. „Ich komme bald raus, da will ich kein Geld für Anrufe verschwenden“, versucht sie sich zu erklären. Beide Frauen sprechen eine Weile über die Töchter im Kinderheim. Mit Tränen in den Augen verabschiedet Aida sich von Olivia und bittet sie, ihre Kinder zu grüßen. „Aber bald, bald bin ich hier raus und wieder für meine Kinder da.“ Olivia weiß, dass es meist ein langer Weg ist, bis Eltern und Kinder sich näher kommen und ein halbwegs normaler Alltag wieder möglich ist. Leider ist die Rückfallquote groß: Jeder Zweite ehemals Inhaftierte wird laut Olivia rückfällig und landet später erneut im Gefängnis.

Als Nächstes stattet Olivia im Gefängnis Isabel Trigo einen Besuch ab. Die Mutter von sechs Söhnen wartet bereits ein paar Tische weiter auf die Sozialarbeiterin. Eric, ihr Ältester, sitzt neben ihr. „Ich feiere heute mein zehnjähriges Jubiläum hier“, sagt sie sarkastisch. Auch sie ist wegen Verstoßes gegen das Gesetz 1008 inhaftiert. Isabels Kinder wohnen in der Aldea, wie das Kinderdorf Christkönig genannt wird. Sie weiß, dass sie dort gut versorgt sind. Nur Eric macht der Mutter große Sorgen. „Er hat die Schule geschmissen, ist auf eigenen Wunsch aus der Aldea ausgezogen. Jetzt will

er arbeiten und die Familie unterstützen, aber er ist doch noch so jung. Außerdem hat er schlechte Freunde und ich habe Angst, dass er auf die schiefe Bahn gerät“, bricht es aus der Mutter heraus, während sie den 14-Jährigen anschaut. „Zum Glück ist bisher noch keines meiner Kinder auf den falschen Weg gekommen, aber ich habe große Angst davor“, sagt sie. „Bitte gebt ihm noch eine Chance und nehmt ihn wieder im Kinderdorf auf“, fleht sie Olivia an.

Kinder als Drogenkuriere und -verkäufer

Isabels Angst ist nicht unbegründet, wie Olivia später erklärt. Die Kinder haben viele schlechte Vorbilder. Sie wissen genau, was Drogen sind und dass sich mit ihrem Verkauf viel Geld verdienen lässt. Ihre Kolleginnen Milena und Claudia nennen konkrete Beispiele. Die beiden Psychologinnen im Kinderdorf therapieren täglich Kinder, die oft sogar bewusst von den eigenen Eltern und Verwandten als Drogenkuriere oder -verkäufer eingesetzt worden sind. Milena erzählt vom kleinen Victor: Während seine Mutter eine zehnjährige Haftstrafe verbüßte, kam der Junge bei einer Tante unter. Diese zwang ihn, in einem Park Marihuana und Kokain an Schüler und Studenten zu verkaufen. „Ich kann nichts über die Qualität der Drogen sagen, aber die sind hier sehr, sehr billig“, erzählt Milena. „Dabei verdient man gerade mal drei bis vier Bolivianos (umgerechnet rund 40 Eurocent) an einem Gramm Kokain.“ Die Tante sei nicht mit ihm zufrieden gewesen, weil er zu wenig verkauft habe. Da habe sie ihn kurzerhand auf die Straße gesetzt. Im Gefängnis sprach die Mutter des Jungen die Mitarbeiter der Aldea an. Sie sorgten dafür, dass Victor in der Einrichtung aufgenommen wurde.

Die Brüder Johnatan (10) und Johan (13) mussten nicht nur Drogen verkaufen, sie fingen irgendwann auch an, selbst Drogen zu konsumieren. „Die beiden haben bis heute Entzugserscheinungen und sind sehr aggressiv“, berichtet Psychologin Milena, die die beiden Jungen behandelt. Einem anderen Geschwisterpaar in der Einrichtung seien die Hälse mit großen Mohrrüben geweitet worden, damit sie später mit Koka gefüllte Plastikkapseln besser schlucken konnten, um diese über die chilenische Grenze zu schmuggeln.

Kokain in Babywindeln

Als wir auf dem Rückweg das schwere Eisentor der Aldea passieren, sitzt eine Frau mit einem Säugling am Eingang. Auch sie ist keine Unbekannte

für die Mitarbeiter des Kinderdorfes. „Früher hat sie die Drogen in den Windeln ihrer Kinder nach Chile geschmuggelt. Bis sie aufflog und ins Gefängnis kam“, berichtet Olivia. Inzwischen ist die junge Mutter zwar wieder auf freiem Fuß, aber Olivia ist sich sicher, dass sie erneut in Drogenhandel verwickelt ist, in der Hoffnung, das vermeintlich schnelle Geld zu verdienen. „Rund 70 Prozent der Kinder sind hier, weil ihre Eltern gegen das Drogengesetz verstoßen haben“, erzählt Olivia. „die Mehrheit handelt mit Chemikalien, die zur Kokainherstellung benötigt werden.“ Viele der Kinder kommen aus der Kokaanbauregion Chapare. Oft haben die Eltern früher Kakao und Früchte angebaut oder als Kokabauern gearbeitet. Und auch die Kinder helfen bei der Ernte der Blätter mit. Vom Kokaanbau zur Herstellung und zum Handel mit der Droge Kokain ist es dann oft nur ein kleiner Schritt. Missernten, oder der Wunsch nach einem Auto und einem schönen Eigenheim führen dazu, dass Menschen die Grenze zur Illegalität überschreiten. Zu verlockend ist das schnell verdiente Drogengeld, mit dem die Eltern ihren Kindern eine bessere Zukunft ermöglichen wollen. Eine vermeintlich gute Zukunft, die häufig hinter Gefängnismauern endet.

„Alba, Sacaba, San Antonio!“, ruft Petra Sadura, Leiterin der Aldea. Diszipliniert stellen sich die Kinder und Jugendlichen in mehreren Reihen auf, sortiert nach den Gefängnissen, in denen ihre Eltern inhaftiert sind. Alle zwei Wochen dürfen die Kinder ihre inhaftierten Eltern besuchen, die Eltern, die im Hochsicherheitsgefängnis Alba sind, nur einmal im Monat. Obwohl sich die Besucher bei den Einlasskontrollen teilweise bis auf die Unterwäsche ausziehen müssen und mitgebrachte Lebensmittel und Waren genau inspiziert werden – auch in den Gefängnissen kursieren Drogen. Immer wieder passiert es, dass die Kinder bei ihren Besuchen auf von Drogen benebelte Eltern treffen. „Ein Vater hat sogar versucht im Kopf des Teddybären seines Kindes Drogen aus dem Gefängnis nach draußen zu schmuggeln“, erzählt Olivia.

Ist die kriminelle Zukunft der Kinder mit solchen Eltern als vermeintlichen Vorbildern schon vorprogrammiert? „Nein“, sagt Olivia mit energischer Stimme. In der Einrichtung versuchen sie und die anderen Mitarbeiter den Kindern ein möglichst normales Leben samt Verhaltensregeln zu bieten. Zusammen mit je einer Betreuerin oder einem Betreuer leben die 212 Kinder in 14 Kleingruppen zusammen. In der Gemeinschaft hat jeder seine Aufgaben und Pflichten. Jeden Tag ist ein anderer für das Essen verantwortlich. Mit großen Wäschekörben holen die Kinder das Essen in der Großküche ab: Obst, einen Sack selbst gebackene Brötchen und zwei warme Mahlzeiten pro Tag. Auch beim Aufräumen, Saubermachen und Kochen helfen

die Jungen und Mädchen mit. Während die Jüngeren noch im Kindergarten sind, besuchen die älteren Kinder eine angegliederte Schule. Nur wenn sie eine ordentliche Schulausbildung bekommen, haben sie später die Chance, dem Teufelskreis aus Drogen und Gefängnis zu entkommen. Genügend Zeit um sich auf dem Basketballplatz und beim Fußball auszutoben oder sich mit Freunden zu treffen, bleibt den Jungen und Mädchen dennoch – ein Stückchen Normalität, wie sie Kinder auf der ganzen Welt täglich erleben.

13. „Jetzt kann die gute Stunde beginnen..."

Der riesige blaue Fleck und die Zahnabdrücke eines Hundes auf meinem Oberschenkel werden mich wohl noch lange an diesen Abend erinnern. Aber dazu später...

Calixto Quispe Huanca, katholischer Priester und Schamane, hat mich zu einem ganz besonderen Ereignis eingeladen: zu einem Aymararitual für seine Ehefrau Encarnación. In wenigen Tagen steht ihr eine schwere Operation bevor. Das Ritual soll sie schützen und ihr Kraft für den großen Eingriff geben – so besagt es der Aymaraglaube. „Schwester, ich bin sehr aufgeregt", gesteht sie mir, als wir uns abends an einer Straßenkreuzung in El Alto treffen. „Aber das Ritual wird mir helfen, dass ich alles gut überstehe und bald wieder gesund werde." Im Geländewagen fahren wir auf holprigen und unbeleuchteten Wegen bis zu einem Grundstück der Familie am Stadtrand. Dort, wo sie noch bis vor wenigen Monaten Kartoffeln angebaut haben, steht inzwischen der Rohbau einer kleinen Hütte. Später sollen die Kinder dort einziehen, heute dient sie als Rückzugsort für das Ehepaar. Im Inneren stehen lediglich ein rostiger Gasherd, ein Bett und ein kleiner Tisch. Seit wenigen Tagen gibt es auch Strom. Wir machen es uns so gemütlich wie möglich: Ein Schafsfell und ein paar Wolldecken sollen uns gegen die nächtliche Kälte schützen, außerdem hat Encarnación eine Kanne mit heißem Ananastee mitgebracht.

Die Koka darf nicht fehlen

Ehemann Calixto bereitet derweil die Gegenstände für das Ritual vor: Mysterien – kleine Tonfiguren mit verschiedenen Bildern drauf, Kräuter und Streichhölzer, Zigaretten und Alkohol, Gold- und Silberblättchen und bunt eingefärbte Lamawolle, um nur die wichtigsten Zutaten zu nennen. Auch Kokablätter dürfen bei der traditionellen Zeremonie nicht fehlen

– deswegen hat er gleich mehrere Tüten davon mitgebracht. In der Kultur der Aymara ist das grüne Blatt heilig. Es hilft ihnen, Kontakt zwischen der Vergangenheit und Gegenwart herzustellen, zwischen Ober- und Unterwelt, zwischen Mensch und Natur. „Schon mein Großvater war ein großer Aymarapriester“, hat Calixto bereits im Vorgespräch erzählt. Er selbst wuchs im Aymaraglaube auf, gleichzeitig besuchte er auf Wunsch der Eltern eine Methodistenschule. Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil begann Calixto auf Empfehlung eines Bischofs die Ausbildung am katholischen Priesterseminar. 1981 schloss er sein Theologiestudium an der katholischen Universität in Cochabamba ab. Auch wenn er lange mit sich haderte: Am Ende war der Wunsch nach einer eigenen Familie stärker. So heiratete er schließlich Encarnación und gemeinsam bekamen sie sechs Kinder. Seine Wurzeln hat er in all den Jahren nie vergessen: „Ich komme aus einer armen Familie und ich bin zu den Armen zurückgekehrt“, sagt er. Fünf Jahre lang lebte er mit seiner Familie in einem abgelegenen, einfachen Dörfchen im Nordwesten des Landes. „Damals habe ich auch meine Identitäten reflektiert – als Christ und als Aymara. Ich habe damals auch viel gelesen und geschrieben.“ Sieben größere theologische Werke hat er bisher veröffentlicht, die nicht nur in Bolivien großen Anklang fanden.

Heute arbeitet Calixto als Diakon in einer Gemeinde in El Alto. Außerdem ist er in die Fußstapfen des Großvaters getreten. Er zeigt mir ein riesiges Blutmal auf seinem Brustkorb, das Erkennungszeichen das beweist, dass er selbst als Schamane auserwählt wurde. „Außerdem war ich der hundertste Enkel meines Großvaters und der erste Junge. Da hat er sich riesig gefreut“, erzählt er. Anders als für viele Menschen in seinem Umfeld – Katholiken und Aymara – passen für Calixto der andine und der katholische Glaube bestens zusammen. Viel mehr noch: Traditionelle Kultur und Christentum können sich seiner Meinung nach wunderbar gegenseitig bereichern. Sein großer Traum: ein großes ökumenisches Jugendzentrum in Tocali am Ufer des Titicacasees. Ein Ort, an dem sich Menschen verschiedener Religionen begegnen, sich austauschen und voneinander lernen können.

„Wir können nicht nur Heiligenstatuen aufstellen“

„Außerdem könnten alle in der Region vom Tourismus profitieren – vom Großvater bis zum Kind“, erzählt er voller Begeisterung. Denn auch wenn für ihn der kulturelle und religiöse Austausch im Vordergrund stehen, weiß Calixto nur zu gut, dass die Menschen in der Region auf neue Einnahmequellen angewiesen sind. „Der Titicacasee ist kontaminiert, es gibt immer

weniger Fische“, erzählt er. „Während man früher pro Stück noch zehn Pesos bezahlt hat, kosten sie inzwischen zwei Bolivianos (rund 20 Eurocent). Das kann sich doch keiner mehr leisten.“ Längst hat Calixto Pläne entworfen, das Grundstück ist bereits gekauft. Um das Projekt weiter voranzutreiben, braucht er jedoch noch weitere finanzielle Unterstützung. „Ich könnte den Präsidenten um Geld bitten – oder den Erzbischof“, sagt er, „aber der muss verstehen, dass wir nicht nur Heiligenstatuen aufstellen können. Nein, ich möchte weder Unterstützung vom Staat noch von der Kirche. Dann kann sich auch keiner einmischen.“

Für Calixto selbst sind katholische und andine Zeremonien problemlos miteinander zu vereinbaren – auch an diesem Abend. Mit einem Vaterunser beginnt er das Ritual für seine Ehefrau. Anschließend folgt ein Gebet auf Aymara, in dem er Pachamama (Mutter Erde) anbetet und die Werte der alten Aymara beschwört, die im Einklang mit der Natur lebten. Encarnación atmet währenddessen den Duft frischer Kräuter ein, die Calixto auf einem Stück Zeitungspapier ausgebreitet hat. „Das reinigt sie von innen“, erklärt der Schamane. Reihum werden die Kräuter weitergegeben. Nacheinander atmen wir ihren Duft langsam ein und wieder aus. Dann pustet jeder drei Mal kräftig auf das Zeitungspapier mit den Kräutern. Das soll alle negativen Energien vertreiben. Anschließend geht Calixto nach draußen und verbrennt die Kräuter mit hochprozentigem Alkohol. „Jetzt kann die gute Stunde beginnen.“ In genauer Reihenfolge werden nun die einzelnen Zutaten vorbereitet und nacheinander auf dem Pacha (Altar) ausgebreitet. Sie alle symbolisieren im Aymaraglauben etwas anderes. „Die Mysterien stehen zum Beispiel für all’ das, was Encarnación ist – ihre Arbeit, ihre Familie, ihre Gesundheit“, erklärt Calixto.

Die schönsten Kokablätter symbolisieren Familie, Freunde oder den Präsidenten

Zwei in Alkohol getränkte Zigaretten werden auf den Altar gelegt – die eine mit einem Silberblättchen für die weibliche Kraft, die andere mit einem Goldblättchen für die männliche. Auch die Blüten von rosaroten und weißen Nelken, Lametta und Lamafleisch kommen zum Einsatz und langsam entsteht ein buntes Mosaik auf dem Altar. Immer wieder reicht Calixto eine Zigarette herum. „Wir rauchen nur bei solchen Anlässen“, sagt er und lacht. Während der ganzen Zeremonie kauen wir auch Kokablätter. Die Schönsten werden allerdings aussortiert und als kleine Stapel auf den Altar gelegt – als Symbole für alle, die an der Zeremonie teilhaben und durch sie gestärkt

werden sollen: Kinder, Eltern, Freunde und Bekannte – aber auch die Namen von Bischöfen oder der des bolivianischen Präsidenten fallen im Laufe der Zeremonie.

Inzwischen hat starker Regen eingesetzt. Deswegen verlegt Calixto den Abschluss des Rituals – das Verbrennen des Altars – in den Nachbarraum. Dichter Rauch steigt uns in die Augen, als Lametta, Wolle, Zigaretten, Lamafleisch und all‘ die anderen Zutaten Feuer fangen. Doch Encarnación verharrt kniend vor dem Altar, bis die Flammen erlöschen, bis alles in Rauch aufgegangen ist. „Schwester, jetzt fühle ich mich wie neugeboren. Ich fühle mich eins mit Gott, mit dem Himmel, mit Mutter Erde“, sagt sie, als sie mit tränenden Augen aus dem kleinen Raum tritt. „Jetzt bin ich auf die Operation vorbereitet und weiß, dass der Doktor alles richtig machen wird und ich wieder gesund werde. Danke, dass du diesen Moment mit mir geteilt hast.“ Schweigend fahren wir zurück nach El Alto. Das Thermometer zeigt inzwischen nur noch sechs Grad an. Zu Hause sitzen wir bei heißer Suppe und Ananastee zusammen. Inzwischen haben sich auch die Kinder dazu gesellt. Wir reden, lachen und Encarnación erzählt aus ihrer Kindheit.

Erst ein stechender Schmerz im Oberschenkel holt mich am späten Abend zurück in die Wirklichkeit. Der Hund der Familie hat mir von hinten in den Schenkel geschnappt, als ich aus dem Badezimmer komme. Während Sohn Pablo, ein angehender Arzt, die Wunde fachmännisch mit Jod und Alkohol versorgt, betrachtet mich Encarnación besorgt. „Er hat noch nie jemanden gebissen“, sagt sie entschuldigend. „Aber zum Glück haben wir in dem Ritual ja auch für deine Gesundheit gebetet.“

14. Alternative Stevia

Viel näher könnten die Gegensätze nicht liegen: Direkt gegenüber des großen Gefängnisses San Pedro im gleichnamigen Stadtteil von La Paz liegt das Büro der Stiftung Uñatatawi. Meterhohe graue Betonmauern mit Stacheldraht schirmen die rund 1.500 Insassen der Haftanstalt von der Außenwelt ab – unter ihnen auch viele, die wegen der Herstellung und des Verkaufs von Kokain eine Haftstrafe verbüßen. Nur wenige Meter entfernt, auf der anderen Straßenseite, versucht Ana María Condori von Uñatatawi den Menschen Alternativen zur Koka zu bieten. Thymian und Stevia statt Koka lautet ihre Geschäftsidee. Die Produktion und der Verkauf von biologischen Gewürzen und Heilpflanzen sollen den Landwirten ein zusätzliches Einkommen einbringen und sie von illegalen Drogengeschäften fernhalten.

Bereits Ende der 1980er Jahre begann Ana María Condori mit der informellen Beratung von Landwirten. 1998 gründete sie schließlich gemeinsam mit ihrem Ehemann die Stiftung. „Nayan Uñatatawi“ – „mein Erwachen“ war der Titel ihrer Autobiografie, in der sie von ihrer Entwicklung vom ausgebeuteten Dienstmädchen zur selbstbewussten Mitbegründerin einer landwirtschaftlichen Genossenschaft erzählt. Spricht Ana María Condori heute von Uñatatawi, dann meint sie ihre Arbeit, in die sie seither viel Herzblut gesteckt hat, gemeinsam mit ihrem mittlerweile 15-köpfigen Team. Santa Cruz, Sucre oder Oruro – in allen großen bolivianischen Städten haben sich die Uñatatawi-Produkte längst einen Namen gemacht. Zwanzig Geschäfte beliefert die Organisation derzeit mit ihren biologisch hergestellten Produkten. „Und es gibt immer mehr Interessenten“, erzählt Ana María Condori stolz, „die Biomärkte schießen hier wie Pilze aus dem Boden.“ Auch in Europa kann man die Produkte der Stiftung kaufen. Nach der Zertifizierung durch den bolivianischen Staat gelangen die Gewürze, Kräuter und Tees über die Fair-Handelsgesellschaft El Puente auch auf den deutschen Markt.

Ein Büro voller Rosenblätter

Betritt man das Uñatatawi-Bürogebäude im ersten Stock, so steigt einem binnen Sekundenbruchteilen ein intensiver Rosenduft in die Nase. „Wir wissen gar nicht mehr, wohin mit den ganzen Blättern“, sagt Ana Maria Condori entschuldigend und deutet mit einer Handbewegung in das Büro hinter sich. „Jetzt müssen wir sie sogar schon hier trocknen.“ Vom Boden des Zimmers hinter ihr ist nichts mehr zu sehen. Er ist mit einer Folie ausgelegt, die mit einer dicken Schicht weißer Rosenblätter bedeckt ist. November ist Erntezeit bei Uñatatawi und die Trocknungsanlagen der Stiftung sind völlig ausgelastet. „Sobald die Blätter getrocknet sind, machen wir daraus einem medizinischen Tee“, berichtet sie weiter – ihr neuestes Produkt im Sortiment. Was nur wenige wissen: Rosen sehen nicht nur im Garten und in der Blumenvase schön aus, sie werden auch als Heilpflanze eingesetzt – gegen Kopfschmerzen und Schwindel, zur Wundreinigung und bei Verbrennungen oder auch bei Herzbeschwerden. Im Zimmer nebenan stapeln sich bis unter die Decke die fertigen Produkte: Teepackungen, Döschen und Beutel, gefüllt mit Thymian, Dill und Minze, Hibiskus, Salbei oder Stevia.

Was damals als kleines „Experiment“ angefangen hat, wie Condori sagt, hat sich inzwischen zu einem erfolgreichen Projekt entwickelt. Waren es 2011 noch 12.000 Bolivianos (rund 1.300 Euro), die die Organisation monat-

lich mit dem Verkauf ihrer Produkte umsetzte, so sind es im November 2012 bereits 18.000 Bolivianos (2.000 Euro). Längst sind sie an die Grenzen ihrer Kapazitäten gelangt, wie das süß duftende Rosenbüro zeigt. Zwei Tonnen Kräuter und Tees produziert Uñatatawi derzeit, doch es könnten weitaus mehr sein. „China würde zum Beispiel gerne monatlich eine Tonne Stevia importieren", erzählt Condori, „aber das können wir derzeit nicht leisten." Noch fehlt es der Organisation an Maschinen und Lagerkapazitäten, um die Produktion aufzustocken. Ein beachtlicher Erfolg, wenn man bedenkt, dass alles mit einer Handvoll Samen angefangen hat. Ein paar Tütchen davon brachte Ana María Condoris Ehemann Anfang der 1990er Jahre aus Deutschland und der Schweiz mit nach Bolivien. „Viele der Kräuter kannte man hier damals noch gar nicht", erzählt sie. Inzwischen wissen viele Bauern in den Yungas genau, ob sie einen Pfefferminzbusch oder Zitronenmelisse vor sich haben und auch, dass Estragon eines der lukrativsten Kräuter ist und welchen Tee-Aufguss man für welche körperlichen Beschwerden anwenden kann.

Auf der „Todesstraße" in die Yungas

Im Pick-up macht sich Ana María Condori gemeinsam mit ihren Mitarbeitern Alvaro und Francisco auf den Weg nach Caranavi. Mindestens alle zwei Wochen fahren sie zu den Produzenten in die Yungas. Die lang gestreckten Täler der Region bilden den Übergang zwischen Andenhochland und dem tropischen Tiefland mit dem Amazonas-Regenwald. Die 150 Kilometer lange Strecke nach Caranavi ist gefährlich und dauert mindestens fünf Stunden – bei gutem Wetter. Auf einer Strecke von gerade mal 60 Kilometern legt man rund 3.000 Höhenmeter zurück und überquert dabei fast alle Klima- und Ökozonen Südamerikas – von Schnee und Eis bis hin zum tropischen Regenwald. „Todesstraße" wurde die alte Strecke in die Yungas früher genannt. Zahlreiche Auto- und Lkw-Wracks lassen erahnen warum. Zwar lassen sich inzwischen fast ausschließlich Touristen auf ihren Mountainbikes auf das Abenteuer „Todesstraße" ein, die neue Alternativroute wirkt auf den ersten Blick jedoch nicht viel sicherer. Fahrer Alvaro scheint das nicht zu stören. Summend lenkt er den Wagen über die Serpentinenstraßen des Cumbre-Passes, während Ana María Condori auf dem Beifahrersitz trotz holpriger Schotterpisten vor sich hindöst. Alle paar Minuten muss Alvaro entgegenkommenden Fahrzeugen und Schlaglöchern ausweichen – auf der einen Seite riesige Felsbrocken, auf der anderen der Abgrund.

Caranavi, das Ziel der Reise, ist paradiesisch schön und die anstrengende Anreise ist schnell vergessen. Mitten in einem endlos scheinenden Dickicht

aus Bäumen in verschiedenen Grün-Nuancen liegt das Gebäude des Landwirtschaftsverbandes Union Pro Agro. Hier arbeitet Agraringenieur Demetrio Perez, der im Auftrag von Uñatatawi regelmäßig Schulungen für die örtlichen Bauern anbietet. Viele Familien in der Region Caranavi leben vom Kaffeeanbau. Sie sind von der Preisentwicklung und den Preisschwankungen auf dem Kaffeemarkt abhängig. Als Alternative zum schlecht bezahlten, legalen Kaffeeanbau, wählen viele den lukrativen, oft illegalen Kokaanbau. Auch hier setzt Uñatatawi auf bio. Schulungen in biologischem Landbau sollen dazu beitragen, das Einkommen der Bauern aus der gleichen Menge Kaffee durch Bio-Qualität wesentlich zu verbessern. Der Verkauf unter fairen Handelsbedingungen soll die lokalen Produzenten außerdem vor Preisschwankungen schützen. Auch in Forstwirtschaft und im Anbau von Gewürzen und Heilkräutern schult Perez die Kleinbauern und Bäuerinnen im Yungas.

Bis zu 55 Euro extra im Monat

Haben die Bauern erst einmal die Grundkenntnisse erlernt, entscheiden sie selbst, welche Kräuter sie anbauen wollen. Uñatatawi berät sie, welche Pflanzen in welcher Höhe am besten gedeihen, verteilt Samen und Setzlinge und schult regelmäßig die Produzenten. Derzeit arbeitet die Organisation mit rund 350 Familien in sieben Gemeinden der Yungas. Allein in der Region Caranavi sind es 79 Familien. „Vor allem die Frauen und Kinder bauen Kräuter an, während die Männer auf der Suche nach einer Arbeit oft in die großen Städte gehen und nur sporadisch nach Hause kommen“, erzählt Perez. „Mit dem Verkauf der Kräuter können die Familien bis zu 400 Bolivianos im Monat verdienen, das ist ein gutes Zusatzeinkommen.“ Ana María Condori spricht sogar von bis zu 500 Bolivianos, umgerechnet rund 55 Euro. Bei einem jährlichen Pro-Kopf-Einkommen von rund 600 Euro in Bolivien ist das nicht wenig. „Und der Anbau ist sehr platzsparend“, erklärt Agrarexperte Perez weiter und zeigt auf den Lehrgarten, der sich unterhalb des Gebäudes erstreckt.

Auf engstem Raum wachsen hier Estragon, Majoran, Zitronenmelisse und viele andere Kräuter. „Und alles garantiert Bio“, versichert Perez und lacht. Das soll auch die offiziell anerkannte Zertifizierung durch BioLatina garantieren. „Wir sprühen keine Pestizide.“ Stattdessen hat er eine kleine Regenwurmzucht, die für die richtige Bodenbeschaffenheit sorgen soll. „Nur für den Salbei sind die Bedingungen hier auf 900 Metern nicht optimal“, erklärt er, „aber ein paar Pflanzen bringen wir trotzdem durch, um den Bestand

zu erhalten.“ Im Inneren des Gebäudes werden die Kräuter der Produzenten kiloweise für den Weitertransport in den verkehrsgünstig gelegenen Ort Berea verpackt. Stolz zeigt Demetrio Perez auf ein paar kleine Fläschchen. „Das ist Zitronenöl und das Estragonöl, das ist in der Testphase“, sagt er und reicht mir eine der Proben. Noch tüftelt er an der richtigen Rezeptur, doch schon bald sollen die wohlriechenden ätherischen Öle in das Verkaufsprogramm von Uñatatawi aufgenommen werden.

Verkaufsschlager Stevia

In Berea nahe El Alto hat Uñatatawi eine kleine Solar-Trocknungsanlage in Betrieb genommen. Freudig begrüßt Daria Hilaria ihre Chefin. Hilaria arbeitet hier gemeinsam mit einer weiteren Kollegin, in den Haupterntezeiten erhalten sie Unterstützung. Im Hintergrund zupfen zwei Mitarbeiter in weißen Hauben und Kitteln Blatt für Blatt von frischen Kräuterzweigen, während im Nebenraum auf riesigen Gittern Estragon, Basilikum, Melisse und Co. bereits vorsortiert zum Trocknen ausliegen. „Am besten läuft im Moment Stevia“, erzählt Hilaria. „Davon produzieren wir 30 bis 40 Kilo im Monat.“ Nun träumt sie auch von einem Durchbruch auf dem europäischen Markt. Längst hat die Pflanze mit der starken, natürlichen Süßkraft und dem minimalen Kaloriengehalt sich auch in Deutschland einen Namen gemacht. Deswegen investiert Uñatatawi nicht nur in die Vermarktung der getrockneten Kräuter, sondern auch in Produktionsanlagen für die Weiterverarbeitung zu einem pulverisiertem, natürlichen Süßstoff. Und das teuerste Produkt? „Estragon“, kommt es wie aus der Pistole geschossen, „denn aus zehn Kilogramm frischen Blättern bekommt man gerade mal ein Kilo getrocknete Kräuter.“

15. Koka für den Herrn der Bergleute

„Die Indios in den Minen können 36 Stunden unter Tage bleiben, ohne zu schlafen und zu essen“, ist in den Aufzeichnungen des Eroberers Gonzalo de Zárate aus dem 18. Jahrhundert zu lesen. Früh hatten die spanischen Kolonialherrn Boliviens Reichtum an Bodenschätzen erkannt und mit deren Ausbeutung begonnen. Gleichzeitig entdeckten sie das „Geheimrezept“, das die Minenarbeiter auch unter härtesten Arbeitsbedingungen in Form hielt: Kokablätter. Um auch in Höhen von bis zu 5.000 Metern über dem Meeresspiegel möglichst lange arbeiten zu können, kauten die Bergleute scheinbar ununterbrochen die grünen Energielieferanten – gegen Hunger, Müdigkeit

und Kälte. Bald etablierten die Spanier Kokablätter als festen Lohnbestandteil der Minenarbeiter, eine Tradition, die bis ins 20. Jahrhundert anhielt. Während die katholische Kirche die Pflanze und deren Gebrauch als „Mittel zur Kommunikation mit dem Teufel“ ansah, wurde das grüne Blatt im August 1940 per Dekret sogar zum Grundnahrungsmittel erklärt, war es doch reich an Kohlenhydraten, Calcium, Proteinen und zahlreichen Vitaminen.

Auch heute – rund 70 Jahre später – ist die Koka nicht aus den Minen wegzudenken. „Zigaretten, Alkohol und Koka – das sind die drei wichtigsten Dinge, die wir Bergleute brauchen“, erzählt Raúl Rables Reynaga und lacht, „ein Teil ist für den tío (den Gott der Bergleute, Anm. der Autorin) der Rest für uns.“ Die Koka gebe den Bergleuten Energie für die schwere, kräftezehrende Arbeit. „Außerdem filtert sie den Staub, der sonst direkt in der Lunge landen würde“, erklärt Raúl. „Aber gesund ist unsere Arbeit trotzdem nicht. Bergleute werden nicht alt.“ Viele sterben an den Folgen einer Staublunge, der sogenannten Bergmanns-Bronchitis. Allein 8.000 Kumpels sollen es zu Kolonialzeiten gewesen sein, das besagt eine Infotafel im Minenmuseum Socavón in der Bergbaustadt Oruro. Die einstige Mine, die später zum Museum umfunktioniert wurde, liegt im Inneren der Kirche von Socavón. Direkt neben einem kleinen Marienaltar führen die Stufen ins dunkle Erdreich, in ein 250 Kilometer langes zusammenhängendes Tunnelsystem. Verrostete Gleise, Waggons und Werkzeuge im Inneren der Mine lassen erahnen, unter welch’ schwierigen Bedingungen die Bergleute hier früher gearbeitet haben.

„15 Jahre unter Tage, das muss reichen“

Nur wenige Kilometer entfernt liegt die Mine San José. Hier hat Raúl früher als Bergmann gearbeitet. Von 1979 an schuftete er sechs Tage die Woche in San José, einer von derzeit sieben aktiven Minen in Oruro. „Aber 15 Jahre unter Tage, das muss reichen“, sagt der 56-Jährige, „schließlich will ich noch etwas vom Leben haben.“ Nach verschiedenen Anstellungen in La Paz und Santa Cruz ist er vor einigen Jahren nach Oruro zurückgekehrt. Ganz trennen konnte er sich jedoch nicht vom Bergbau. Heute ist er für die Sicherheit der Bergleute in San José zuständig und leitet touristische Führungen – eine zusätzliche Einnahmequelle für das Bergwerk. „Touristen aus aller Welt besuchen uns“, erzählt er stolz, „und natürlich auch Fachleute und Schulklassen.“ Für die Bergleute sind solche Besuche eine willkommene Abwechslung zum eintönigen Alltag unter Tage, wie zahlreiche Erinnerungsfotos in Raúls Büro dokumentieren.

Unsere gemeinsame Begehung der Mine beginnt mit einem Marsch durch knöcheltiefes, schwefelhaltiges Wasser. Bis in eine Tiefe von 340 Metern reicht das Labyrinth aus unzähligen Gängen. Auf drei Ebenen werden hier Silbererze, Zinn und andere mineralische Rohstoffe abgebaut. „Aber da unten stehen sie jetzt bis zum Hals im Wasser“, erklärt Raúl. „Der ganze Stollen ist vollgelaufen und die versuchen gerade die Wassermassen abzupumpen.“ Aus einem Rohr neben uns plätschert wie zum Beweis dunkelgelbes, stinkendes Wasser. Durch dunkle Gänge laufen wir immer weiter in das Innere der Mine. Neben uns verlaufen Leitungen, die die Bergleute unter Tage mit Strom und Sauerstoff versorgen. „Schau, da unten arbeiten welche“, sagt Raúl und deutet auf einen schwarzen Schlauch, der durch ein dunkles Loch in die Tiefe des Stollens führt. Die Vorstellung, eingezwängt in einem kleinen, stickigen Tunnel ohne jegliches Tageslicht zu arbeiten, lässt mich erschauern.

Frauenarbeit bringt Unglück

Insgesamt sind es rund 840 Bergleute, die täglich im Inneren der Mine San José schuften, darunter auch acht Frauen. In den meisten Minen ist Frauenarbeit nicht erlaubt, da sie angeblich Unglück bringt. „Aber unsere Frauen sind die besten Arbeiter“, schwärmt Raúl von den weiblichen Kumpels. Scheinbar mühelos trügen sie die schweren Säcke durch die schmalen, feucht-warmen Gänge und stünden ihren männlichen Kollegen in nichts nach. „Außerdem, was bleibt ihnen anderes übrig, wenn ihr Mann bei einem Bergunglück oder an Krankheit stirbt“, sagt er, „dann müssen sie selbst in den Minen arbeiten, um ihre Familie zu ernähren.“ Sprengunfälle, einstürzende Stollen oder schlimme Stürze und andere Unglücke seien leider keine Seltenheit in den Bergwerken, aber, wie mein Begleiter versichert, in San José schon sehr lange nicht mehr vorgekommen. „Vor ein paar Jahren hat sich ein Kumpel den Arm weggesprengt. Aber eigentlich kann hier jeder mit Dynamit umgehen“, so Raúl.

Was ihm dagegen negativ aufstoße, seien die vielen jungen Kumpels. Dem Gesetz nach müssen sie volljährig sein, um im Bergbau zu arbeiten. Doch laut Raúl ist das nicht immer der Fall. „Die bringen gefälschte Papiere mit und behaupten einfach volljährig zu sein. Dabei kann man schon an ihrem Körperbau sehen, dass es noch Kinder sind.“ Doch in dem ärmsten Land Südamerikas sind viele Familien darauf angewiesen, dass schon die Kinder mitarbeiten, um das Überleben zu sichern. Von Raúls Büro laufen wir über das weitläufige Bergwerksgelände zum Eingang des Stollens 10

de febrero (10. Februar). Überall stehen kleine Grüppchen Kumpels herum, die gelben Helme tief ins Gesicht gezogen, Blaumänner, Schuhe und Hände zeugen von der getanen Arbeit. Ein paar verwahrloste Hunde sonnen sich auf dem matschigen Boden. Das ganze Gelände ist übersät von kleinen, nummerierten Bretterverschlägen, hinter denen die Arbeiter sich umziehen.

Der tío – Schützer der Erdreichtümer und Minenarbeiter

„Jallall tío", grüßt Raúl wenig später eine kleine tönerne Teufelsfratze im Inneren des Stollens. Diese thront umgeben von zahlreichen Bierdosen und Alkoholfläschchen auf einem Berg von Kokablättern. Der tío de la mina, der Herr der Bergleute, wacht schützend über den Erdreichtümern und der Arbeit der Minenarbeiter. So besagt es der andine Volksglaube. In zwei Schüsseln liegen getrocknete Lamaherzen als Opfergaben vor ihm. Vorsichtig gießt Raúl einen Tropfen Alkohol auf die Tonfigur und streut eine Handvoll Kokablätter darüber. Dann zündet er sich eine Zigarette an, nimmt einen Zug und steckt sie dem Teufel in den Mund. „Hier tío, für dich." Um ihre Arbeit unter seinen Schutz zu stellen, haben auch die Bergleute in San José mehrere Opferaltäre für den tío errichtet – die meisten an den Eingängen der langen Tunnel. In der Nähe der Altäre rasten die Arbeiter nach getaner Arbeit, trinken und rauchen gemeinsam und kauen Kokablätter. Hier sind sie auf sicherem Terrain, der Ausgang der Mine ist nicht mehr weit. Kleine, frische bolas, Häufchen zermalmter Kokablätter, zeugen davon, dass die letzte gemeinsame Pause wohl noch gar nicht so lange her ist. In der Ecke liegen ein paar leere Flaschen und Kartonstücke, die wohl als Sitzgelegenheiten gedient haben. „Hier bin ich früher auch oft mit meinen Kumpels gesessen", sagt Raúl ein wenig wehmütig.

Sechs Tage die Woche arbeiten die Bergmänner in jeweils achtstündigen Schichten. Acht Stunden ohne Tageslicht in den stickig-heißen, weitverzweigten Tunnelsystemen der Mine, viele Meter unter der Erde. Ein klappriger Lastenaufzug befördert die Kumpels vor der Schicht in die Tiefe des Stollens und nach getaner Arbeit wieder nach oben. Mit Morsezeichen teilen sie ihrem Kollegen, der den Aufzug bedient, mit, in welcher der drei Bergwerksebenen sie sich befinden. Anders als in der Bergbaustadt Potosí bekommen die Bergleute in Oruro keinen Mindestlohn. In Kleingruppen, teilweise auch alleine, höhlen die Kumpels auf der Suche nach Gold, Silber, Zinn, Wolfram, Borax und anderen Rohstoffen Zentimeter für Zentimeter den Stollen aus. In kleinen Säcken transportieren sie ihre schweren Funde auf dem Rücken ans Tageslicht. Zwischenhändler kaufen die noch unver-

arbeiteten und unreinen Stoffe auf. „Das können auch schon mal 50.000 Bolivianos Gewinn im Monat sein, wobei das eher die Ausnahme ist“, erklärt Raúl. „Aber oft finden sie nichts und arbeiten monatelang umsonst.“ Auch die Kokapreise richten sich hier nach den Rohstoffpreisen: Steigen diese, wird die Koka an den kleinen Kiosken auf dem Minengelände teurer, sinken sie, sind auch die kleinen grünen Muntermacher erschwinglich.

Ein letztes Opfer

Nach mehr als drei Stunden im Inneren des Stollens legen wir Helm und Taschenlampe ab und ziehen Handschuhe und Blaumann aus. Ein letztes Mal opfern wir dem tío, der diesmal in Form einer Mini-Figur vor Raúls Büro aufgestellt ist. Noch einmal steckt Raúl der Teufelsfratze eine brennende Zigarette in den Mund, besprenkelt sie mit Alkohol und streut einige Kokablätter drüber – für unsere Sicherheit und für die seiner Kumpels. Bald will er dem Bergbau endgültig den Rücken zukehren und sich einen ganz anderen Traum verwirklichen: eine Straußenzucht in Apolo, einem kleinen Dorf in der Region Yungas. „Ich habe schon mit dem Bürgermeister gesprochen, der findet die Idee super“, erzählt Raúl und strahlt. „Strauße sind nicht nur wunderschöne Vögel, sondern man kann auch alles verwenden: die Federn, die Eier und das Fleisch. Aber bevor ich gehe, will ich der Mine einen tío für meine Kumpel stiften, damit sie auch wirklich sicher sind.“

Vorbei an zahllosen Bergen aufgeschütteten Erdreichs führt die Fahrt von der Mine zurück ins Zentrum von Socavón. Was im Vorfeld weder Reiseführer noch sonst jemand verraten hat: An diesem Tag ist offizieller Beginn der Karnevalszeit. Vergleichbar mit dem 11.11. im deutschen Karneval, beginnt die fünfte Jahreszeit auch in Oruro bereits im November mit einem Karnevalsumzug durch das Stadtzentrum. Gleich nach Rio, gilt die Bergbaustadt als zweitgrößte Karnevalshochburg in ganz Südamerika. Tausende Menschen, Einheimische und Touristen, strömen jedes Jahr in die Stadt rund drei Autostunden südlich von La Paz. Sämtliche Unterkünfte sind Monate im Voraus ausgebucht. Die Parade an jenem 4. November ist ein kleiner musikalischer und tänzerischer Vorgeschmack auf das eigentliche Karnevalstreiben, das zeitgleich mit dem deutschen stattfindet.

Diablada: der Teufelstanz der Bergleute

Rund einhundert Karnevalisten haben sich an diesem Nachmittag vor der Kirche von Socavón versammelt. Von Autodächern werden riesige Masken und Kostüme geladen, während die Musiker ihre Instrumente vorbereiten. Conjuntos werden die Karnevalsgruppen genannt, die jeweils mit ihrer eigenen Musikkapelle anreisen. Frauen flechten sich gegenseitig die Haare, andere ziehen Schicht für Schicht die aufwendig gefertigten, bunten Kostüme an, die teilweise aus mehreren Reifröcken, ausladenden Schulterpostern und filigran geschnitzten Holzmasken bestehen.

Auch die fünfte Jahreszeit ist in Oruro eng mit dem Bergbau verbunden. Der Karnevalssamstag ist der Jungfrau der Bergwerksstollen, der Virgen del Socavón, gewidmet. Getragen von einer traditionell gekleideten Cholita, führt sie den Karnevalszug an. Vom Rand des Stadtzentrums tanzen die Gruppen bis zur Kirche von Socavón, wo sie auf Knien bis zum Altar rutschen und die Jungfrau anbeten. An diesem Tag ist auch der Alkoholkonsum verboten – im Gegensatz zu den darauffolgenden Tagen. Während am Samstag für den Gott des Spaßes getanzt wird, steht am Rosenmontag der Diablada auf dem Programm – der Teufelstanz – vorgeführt von den Bergleuten.

16. Der grüne Gesundmacher

Ob Kopfschmerzen und Erkältungen, Karies oder Blutungen, Knochenbrüche oder Magenbeschwerden – schon zu Inkazeiten waren Kokablätter ein beliebtes Heilmittel. Die Callawaya-Wanderheiler setzen sie, zahlreichen Überlieferungen zufolge, zur Heilung nahezu aller Krankheiten ein. Wegen seiner heilenden Wirkung gilt das Blatt im Volk der Aymara seit Jahrtausenden als heilig. Auch wenn viele ihre Krankheiten inzwischen mit Tabletten von Bayer und Co. kurieren, verlassen sich angeblich bis heute vier von fünf Bolivianern auf die Heilkraft von Koka und anderen Pflanzen. Und auch manch' Schulmediziner empfiehlt seinen Patienten die Konsultation eines Naturheilers. In fast allen Dörfern gibt es heilkundige, Männer und Frauen, die nach jahrhundertealter Tradition die Heilpflanzen und andere Naturprodukte kennen und anwenden – oft mit erstaunlicher Wirkung. Das hat auch die Regierung entdeckt und befragt seit Sommer 2012 indigene Heiler zu Weisheiten und Kenntnissen der überlieferten andinen Medizin. Ziel der Initiative ist es, die Arbeit traditioneller Heiler zu legalisieren, damit sie in Regionen wirken können, die medizinisch unterversorgt sind. Gleichzeitig gibt es eine neue Datenbank, in der traditionelle Heilpflanzen registriert werden.

Laut Alberto Camaqui, Vizeminister für traditionelle Medizin und Interkulturalität, gibt es derzeit 1.220 offiziell gemeldete traditionelle Mediziner.

Auch die Naturheilerin Graciela Anibarro vertraut auf die Heilkraft der Pflanzen. Im Stadtteil Sopocachi in La Paz betreibt sie ihre erfolgreiche Praxis. Zahlreiche Gefäße mit allerlei Tinkturen, Blättern und Pülverchen füllen die Regale im kleinen Verkaufsraum vor ihrer Praxis. Dazwischen sieht man eingelegte Ginsengwurzeln, Sojaprodukte und alternative Kochbücher. Erst beim dritten Besuch hat die Alternativmedizinerin Zeit für mich. Termine bei ihr seien sehr beliebt und eigentlich nur mit langer Voranmeldung zu bekommen, sagt mir ihr Assistent. Auf den ersten Blick wirkt die Mittvierzigerin in ihrem weißen Ärztekittel dagegen wie eine „ganz normale" Medizinerin. „Da staunst du, was?" Mit einem breiten Lächeln schaut sie mich an. „Ich trage keine traditionelle Kleidung, nur einen ganz normalen weißen Kittel." Drei Jahre lang hat Graciela Anibarro am bolivianischen Institut für Callawaya-Heilkunde gelernt. Das Abschlusszertifikat hängt eingerahmt über ihrem Schreibtisch, daneben ein Zertifikat aus Kuba, eines der Universität von Santa Cruz und ein Diplom, das sie als Dermatologin ausweist. „Die Callawaya reisten schon damals mit ihren getrockneten Kräutern herum und behandelten die Menschen", weiß sie.

Bei Knochenbrüchen helfen Kokawickel mit Urin

„Ja, die Kokapflanze ist unglaublich", beginnt sie zu schwärmen. „Sie hilft gegen Rheuma und Arthritis und ist ein hervorragendes Mittel gegen Kopfweh oder bei Pickeln. Ich sage immer: Koka ist nicht Kokain", fährt sie fort, bevor sie sämtliche Alkaloide aufzählt, die in dem kleinen grünen Blatt enthalten sind. „Viele arme Menschen kauen die Koka auch gegen den Hunger. Na gut, man bekommt irgendwann grüne Zähne, aber man wird nicht abhängig oder gar verrückt davon." Sie zieht ein vergilbtes Buch aus dem Regal, in dem verschiedene Kokaheilmethoden aufgeführt sind. Gegen Kopfschmerzen soll man einfach einige Kokablätter auf die Stirn auflegen, bei Sehschwäche kommen sie unter die Augen. Auch bei Knochenbrüchen hat die traditionelle Medizin eine ganz eigene Theorie: Sie geht davon aus, dass der Schreck bei dem Sturz so groß war, dass die Person dabei ihre Seele verloren hat. Um sie wieder zu befreien, helfe nur eins: ein Verband aus vorgekauten Kokablättern und Urin und ein Kokaritual.

Graciela Anibarro hat sich inzwischen allerdings auf Aloe Vera, Ginseng und andere Heilpflanzen spezialisiert. „Ich kann zwar mit Koka heilen und

auch aus der Koka lesen, aber ich bin weiß und spreche Quechua, nicht Aymara wie die Menschen hier“, erklärt sie. Für viele sei das ein Grund, ihre traditionellen Heilkräfte anzuzweifeln – Zertifikate hin oder her. Über mangelnde Arbeit kann sie sich dennoch nicht beklagen. Vor allem junge, gesundheitsbewusste Städterinnen nutzen die Fähigkeiten der Alternativmedizinerin. 70 Bolivianos, umgerechnet rund sieben Euro, verlangt sie für eine Behandlung. Viel habe sie von der Großmutter gelernt. „Die hat früher immer gesagt: „Gebt mir Pflanzen, und ich heile euch damit!’ Ich tue nichts anderes.“

Gestatten, mein Name ist Coca

Dasselbe Motto würde sich wahrscheinlich auch José Coca im Hunderte Kilometer von La Paz entfernten Shinahota auf die Fahne schreiben – besser gesagt auf seinen Truck. Die Begegnung mit ihm basiert auf einem lustigen Missverständnis. An der Hauptstraße des Städtchens in der Region Chapare werde ich auf seine außergewöhnliche Praxis aufmerksam: Sie befindet sich in einem uralten Truck mit Anhänger. Auf dem Dach ist ein riesiger Lautsprecher angebracht und rundum zahlreiche bunte Werbeschilder, die seine Heilkünste anpreisen. Ob er auch mit Koka heile, frage ich vorsichtig. Zumindest lasse sein Name das vermuten. „Coca ist mein Nachname“, erklärt er und lacht herzlich. „Aber klar, ich behandle meine Patienten auch mit Koka. Kokawickel helfen zum Beispiel gegen Arthrose oder bei Magenschmerzen und wer Koka kaut, bekommt garantiert kein Karies“, fährt er fort. Nur Koka aus den Yungas, dem Anbaugebiet nahe La Paz müsse es sein. Während die Sträucher dort recht klein sind und ebenso kleine Blätter tragen, sind die Blätter hier im Chapare viel größer und im Geschmack vergleichsweise bitter. „Die werden ohnehin fast nur für Drogen verwendet“, sagt Don José und zwinkert mir verschwörerisch zu.

Mit seinem breiten Cowboyhut und seinem Oberlippenbart erinnert er eher an einen mexikanischen Campesino als an einen bolivianischen Naturheiler. Zwar stammt Don José aus der Region Chapare, dennoch hat er viele Jahre im Ausland verbracht. Über Mexiko und Guatemala ist er mit seiner mobilen Praxis bis nach Virginia in die USA gereist. Zum Beweis zeigt er mir einige Fotos. Inzwischen ist er wieder in der Heimat gelandet. Alle zwei Monate wechselt er seinen Standort. „In Mexiko hat es mir am besten gefallen, aber dort verdient man nicht gut. Hier in der Region haben die Leute viel Geld“, meint er, „wegen des Drogenhandels“.

Herzstück der mobilen Praxis: ein selbst geschreinertes türkisches Bad

Seine Behandlungen sind nicht günstig. Bis zu 600 Bolivianos, umgerechnet rund 67 Euro, verlangt er für seine Behandlungen. Pflanzensäfte gegen Tumore, Diabetes oder Blasenschwäche kosten 50 Bolivianos, die Kräutertinktur gegen Fußpilz gibt es schon für 30 Bolivianos. „Aber bei den tropischen Temperaturen halten die nicht lange, deswegen benutze ich am liebsten frische Kräuter“, erzählt er. Stolz präsentiert mir Don José das Herzstück seiner mobilen Praxis: ein selbst geschreinertes türkisches Bad. „Hier kommt Kamille rein, dann erhitze ich das Ganze mit der Gasflamme und über den Schlauch gelangen die Dämpfe dann zum Patienten“, erklärt er die Konstruktion.

Das umgebaute Fahrzeug ist Arbeitsplatz und Wohnung zugleich. Die Behandlungsliege dient nachts als Bett, dahinter steht ein Liegestuhl für die kleine Siesta zwischendurch. „Und da ist mein Baby“, sagt er und zeigt auf eine Aloe Vera-Pflanze im orangefarbenen Plastikeimer. Sie begleitet ihn schon seit Jahren auf seinen Reisen und hat auch schon für viele Behandlungserfolge gesorgt. Seit 42 Jahren übt Don José seinen Beruf aus. In wenigen Monaten wird er 60 Jahre alt. Zwei seiner Söhne studieren inzwischen Medizin im nahe gelegenen Cochabamba. „Es gibt Themen, über die wir besser nicht sprechen. Sie lassen mich machen und ich sie“, sagt er und lacht. Er findet es zwar schade, dass sie nicht in seine Fußstapfen treten, „aber ich bin trotzdem sehr stolz auf sie.“

Kokablätter als Pausensnack

Auch wenn viele Schulmediziner die Heilkraft der Kokapflanze eher argwöhnisch betrachten, hat selbst die Weltgesundheitsorganisation (WHO) deren medizinische Wirkung offiziell bestätigt. Bereits 1975 fand eine Studie der WHO in Zusammenarbeit mit der Harvard-Universität heraus, dass Koka fast 60 Mal mehr Kalzium enthält als beispielsweise Weizen. Somit ist der Kokakonsum für Menschen, die an Arthritis, Arthrose oder Osteoporose leiden sehr gut. „Die Kokafaser entgiftet und stärkt den Verdauungsapparat und die inneren Organe, es handelt sich um eine gute Nahrungsergänzung für Zuckerkranke, außerdem kann Darmkrebs vorgebeugt werden“, hieß es in dem offiziellen Bericht. Gleichzeitig wies die Studie nach, dass der Gebrauch von Kokablättern keine negativen Auswirkungen hat. Auch das bolivianische Gesundheitsministerium hatte Untersuchungen angestellt und war

auf ähnliche Ergebnisse gekommen. Das Kokablatt übertreffe Karotten an Vitamin A, Spinat an Eisen und Milch an Kalzium. Dies hatte zur Folge, dass der bolivianische Außenminister David Choquhehanca sogar Kokablätter statt Pausenbrote bei den landesweiten Schulspeisungen vorschlug. Die Opposition allerdings war entsetzt und seine Idee wurde nie umgesetzt.

Im Sommer 2012 ist auch in einer Studie zweier japanischer Mediziner die Wirkung des Kokablatts als Nahrungsergänzung und Heilmittel beschrieben. „Koka: eine Biobank“ heißt der Titel ihres Werks, auf dessen Einband der genaue Protein-, Kalzium-, Eisen- oder Zinkgehalt eines Kokablatts angegeben ist. Während die Fachleute bis heute zur Wirkung der medizinischen „Zauberpflanze“ forschen, hat die indigene Bevölkerung eine ganz einfache Erklärung: Sie schreiben die besonderen Kräfte der Kokapflanze Mama Coca, einer im Kokastrauch wohnenden Gottheit zu.

17. Get the best out of La Paz and Bolivia

Es ist schon spät abends, als ich in der Jugendherberge Loki im Zentrum von La Paz einchecke. Ein bequemes Bett in Übergröße mit orthopädischer Matratze und zwei Kissen verspricht die Website. Außerdem eine angesagte Bar, die ihresgleichen in La Paz sucht und deren internationales Personal garantiert: Get the best out of La Paz and Bolivia! Na dann...

Wenig später stehe ich in eben dieser angesagten Bar, die optisch definitiv hält, was die Website verspricht. Der riesige Raum ist mindestens sechs Meter hoch. Prunkvoll vergoldete Spiegel und schwere rote Samtvorhänge zieren die Wände, an der Decke sind noch die Überreste kunstvoller alter Malereien sichtbar. In diesem edlen Ambiente des historischen Gebäudes tummeln sich Rucksackreisende aus der ganzen Welt. „Ich bin schon ganze sechs Nächte hier“, erzählt Julian aus Südfrankreich. „Eigentlich wollte ich gar nicht so lange bleiben, aber hier trifft man Leute aus der ganzen Welt, das ist super. Der da drüben zum Beispiel kommt aus Kanada, und ist mit seinem Vater zwei Jahre lang auf Reisen. Die sind mit dem Auto von Kanada bis nach Bolivien gefahren. Und die Blonde da drüben ist aus München. Die ist gerade mal 19 Jahre alt und acht Monate ganz alleine unterwegs. Das würde ich mich ja nicht trauen“, plaudert der 24-jährige Lkw-Fahrer munter drauf los. Ein Glas Rotwein später kenne ich schon mindestens ein Drittel der Gäste mit Namen und Reisegeschichte.

Ihre Motivation: Abenteuer und Party

Ein paar Fotos von der Inkastätte Machu Picchu in Peru, einmal die gefährliche Todesstraße in der Nähe von La Paz mit dem Mountainbike runter düsen (zum Beweis gibt es ein T-Shirt mit dem Aufdruck „I survived the death road!“), einmal in Rio am Strand liegen und vielleicht noch ein kurzer Zwischenstopp in Argentinien. Die Reiserouten ähneln sich oft und auch die Motivation der jungen Backpacker: Abenteuer und Party. Und La Paz? Na ja, die Stadt findet hier drinnen keiner wirklich spannend. „Zu laut, zu dreckig, die Leute zu unfreundlich und überhaupt...“, höre ich nicht nur einmal. Aber es gibt ja das Loki, das Wild Rover und andere angesagte Jugendherbergen, wo man unter seinesgleichen ist. Und wer das Nachtleben ordentlich genießt, der will morgens vor allem eins: ausschlafen.

Was bei vielen Backpackern auch nicht fehlen darf: ein Besuch der Kokainbar Route 36. „Die Taxifahrer in der Innenstadt wissen alle, wo der Laden ist, auch wenn er alle paar Monate seinen Standort wechseln muss“, verspricht ein Rucksacktourist in seinem Reiseblog. „Und vor dem Loki und Wild Rover stehen die Taxen abends schon Schlange und warten auf die Touristen“, schreibt ein anderer. Auch Nico (28) wollte sich diesen „ganz besonderen Kick“ nicht entgehen lassen. In einem Taxi wollte er in eine Kokainbar fahren, wo seine Freunde bereits auf ihn warteten. Ein blutunterlaufenes Auge und zahllose Schrammen an Armen und Gesicht erzählen stumm davon, was dann passiert ist. Nico selbst spricht nur zögernd über jenen Abend vor drei Tagen. Statt zu der Bar habe ihn der Taxifahrer in eine dunkle Seitenstraße gefahren. Dann seien zwei andere Typen ins Auto gestiegen, haben ihn verprügelt und ausgeraubt. Der Schock ist ihm noch deutlich anzumerken. Sein Bild von La Paz hat das Ereignis auch nicht wirklich verbessert. Und seine Freunde? „Die hatten einen chilligen Abend, auch wenn das Koks anscheinend nicht besonders gut war. Auf der Heimfahrt haben sie sich dann in die Haare bekommen und sich fast geprügelt“, erzählt der Franzose. Sein Bedarf an solchen Abenteuern sei jedenfalls erst mal gedeckt.

Knast- und Koks-Touren in La Paz

Noch vor einigen Jahren suchten noch viele junge Touristen in einer Tour im Gefängnis im Stadtteil San Pedro das große Abenteuer. Häftlinge führten die Reisenden durch die Gänge zwischen den engen Zellen. Hier gab es anscheinend auch das reinste Kokain in ganz Bolivien zu kaufen. Während alte Reiseführer noch mit Abenteuertouren durchs Gefängnis werben,

warnen aktuelle Ausgaben von Lonely Planet und Co. heute ausdrücklich vor derartigen Touren. Diese sind inzwischen auch offiziell verboten – sehr zum Ärger mancher Reisender. Dafür gibt es inzwischen die Route 36, Eddys Place und andere Untergrund-Kokainbars, in denen das weiße Pulver an Touristen aus aller Welt zu Schleuderpreisen verkauft wird.

Aber zurück in die Loki-Bar... Im Hintergrund zieht eine junge Engländerin im weißen Häkeltop gerade drei Jungs in einer Partie Billard ab und auf dem Tresen tanzen und taumeln Barkeeper und Gäste zu Lady Gaga. Hinter mir überredet ein Kerl mit Vollbart gerade sein weibliches Gegenüber, doch ihren BH für die Bar-Rallye zu opfern – schließlich gäbe es da nicht nur kostenlosen Schnaps, sondern auch ein tolles T-Shirt zu gewinnen. Während ich mich auf mein Bett mit orthopädischer Matratze freue, bereiten sich die ersten Kleingruppen darauf vor weiterzuziehen – schließlich ist noch lange nicht Schluss mit der Party. „Willst du mitkommen? Wir gehen noch in eine angesagte Bar“, fragt mich ein Typ mit Afro-Perücke und zwinkert mir verschwörerisch zu. Dankend lehne ich ab. Mein Pensum an diesem „besonderen“ La Paz ist schon nach drei Stunden Loki Bar mehr als gedeckt. Während ein Kerl im Hühnerkostüm einem Mädel im knappen Minirock hinterher jagt und der Barkeeper zu den nächsten free shots aufruft, ist meine nächste Mission eindeutig: schlafen. Für mich wartet das Beste von La Paz da draußen, morgen früh, mit klarem Kopf.

18. Übrigens...

15 skurril-spannende Kokafakten zum Schluss

Die Kokagöttin und die Jungfrau Maria

Für die Andenvölker ist die Kokapflanze seit Urzeiten heilig. So verehren sie auch die Kokagöttin Mama Coca, die meist als Kokablatt mit Gesicht dargestellt wird. Nach der Eroberung durch die Spanier mischte sich die andine Tradition mit dem Katholizismus. Eine Legende besagt, die Jungfrau Maria habe die Koka auf ihrer Flucht nach Ägypten entdeckt. Entkräftet habe sie unter einem Kokastrauch Rast gemacht und einige Blätter gekaut. Sofort sei sie zu neuen Kräften gekommen und konnte ihre beschwerliche Reise fortsetzen.

Treten oder waschen?

Früher wurden Kokablätter und gefährliche Chemikalien in Badewannen und großen Gefäßen vermischt, um daraus Kokapaste herzustellen. Mit den

nackten Füßen traten die Pisadores die Koka. Sie galten als billige Arbeitskräfte und wurden meist in Kokapaste statt Bargeld entlohnt. Für die Polizei war es ein Leichtes, Pisadores anhand ihrer Fußverletzungen ausfindig zu machen. Inzwischen werden vorzugsweise Waschmaschinen und Mikrowellen zur Herstellung von Kokainpaste und Kokain verwendet. Im Jahr 2012 wurden laut bolivianischen Fernsehberichten allein in der Region Chapare mehr als 700 Kokainfabriken, Kristallinküchen und mobile Labore entdeckt.

Calcium-Bombe Koka

Der amerikanische Biologe Paul T. Baker untersuchte Menschen im bolivianischen Altiplano, die täglich Koka kauen. Dabei fand er heraus, dass sie jeden Tag bis zu 1.500 Milligramm Calcium zu sich nehmen – weit mehr als der in den USA empfohlene Tageswert von 1.000 Milligramm.

Kokasteuer, Kokalohn

Obwohl sie der Kokapflanze gegenüber anfangs eher skeptisch waren, erkannten die spanischen Kolonialherren schnell ihre Vorzüge. Sie führten die Kokasteuer in Bolivien ein, die später zu einem wichtigen Pfeiler ihrer Herrschaft wurde. Gleichzeitig etablierten sie Kokablätter als festen Lohnbestandteil der Minenarbeiter, eine Tradition, die bis ins 20. Jahrhundert anhielt.

Der Kokariese

Während der gemeine bolivianische Kokastrauch Hüfthöhe (in den Yungas) bis maximal Schulterhöhe (im Chapare) erreicht, gibt es einen Kokariesen, der alle Normen sprengt. Ganze 120 Jahre alt soll er sein und stolze 8,20 Meter hoch – damit wirbt zumindest eine Touristenbroschüre. Sein Standort: das Dörfchen Puerto Aroma im Chapare. Die stundenlange Suche nach dem Riesengewächs in der prallen Mittagssonne blieb allerdings leider erfolglos...

Operation Koka(in)

Bereits die Inka kannten die narkotisierenden Eigenschaften der Koka sehr gut. Sie benutzten sie, um Gehirnoperationen und andere komplexe Eingriffe durchzuführen. Später wurde Kokain zum ersten lokalen Betäubungsmittel: 1884 führte ein Wiener Augenarzt die erste Operation unter Betäubung mit Kokain durch. Schon bald wurde es zum Betäubungsmittel schlechthin. Suchterscheinungen, die hohe Giftkonzentration und andere Nebenwirkungen des Narkotikums wurden erst viel später bedacht.

Koka-Rausch

1863 entwickelte Angelo Mariani in Paris den Mariani-Wein, ein Getränk aus Bordeauxwein und Kokaextrakten. Könige, Künstler und Staatsmänner auf der ganzen Welt liebten das Getränk wegen seiner berauschenden Wirkung. Papst Leo XIII. zeichnete es sogar mit einer Goldmedaille aus. Chemische Untersuchungen ergaben später, dass 50 Milliliter des Getränks 0,12 Gramm Kokain enthielten. In Deutschland wurde das Getränk im Jahr 1920 mit dem Opiumgesetz verboten.

Gefährliches Souvenir

Was jeder Bolivienreisende vor der Heimkehrer wissen sollte: Die Einfuhr von Kokatee in die Bundesrepublik Deutschland ist gemäß Artikel 29 des Betäubungsmittelgesetzes verboten. Das gilt nicht nur für lose Kokablätter, sondern auch für Teebeutel mit wenigen Gramm Kokablättern.

Koka deluxe

Die teuerste Koka ist übrigens für den argentinischen Markt bestimmt, wie mir Theologe Abraham Coloque erzählt. Während die Bolivianer die Koka Blatt für Blatt kauen, stecken sich die argentinischen Gaúchos gleich händeweise Koka in den Mund. Deswegen müssten die Blätter vor dem Export in das Nachbarland erst von den Stilen befreit werden – eine aufwendige und kostspielige Arbeit.

Reine Männersache

Archäologen haben herausgefunden, dass die Kokablätter zu Inkazeiten nur Adeligen und Priestern vorbehalten waren. Erst später war es auch dem Volk erlaubt, Koka zu konsumieren. Frauen durften jedoch nur bei bestimmten Anlässen Kokablätter kauen: in der Hochzeitsnacht, bei der Geburt eines Kindes, nach dem Tod des Ehemannes und beim Eintritt ins Greisenalter.

Koka für das Eheleben

In traditionellen Familien kommt die Koka vor der Hochzeit zum Einsatz. Mit einem Sack Kokablätter hält demnach der künftige Ehemann bei der Familie der Braut um deren Hand an. Ist diese mit der Qualität der Koka zufrieden und akzeptiert die Gabe, steht der Hochzeit nichts mehr im Weg und alle kauen zusammen die Blätter. Bei der Hochzeitszeremonie wird das Haus mit Kokablättern gesegnet. Im Eheleben sind später zwei Dinge wichtig: ein Haus und ein Kokafeld, das mit der Familie wächst.

Koka-„Mindestalter“

Auch beim „Mindestalter“ fürs Kokakauen spielt die Ehe eine wichti-

ge Rolle. Während Alkohol und Zigaretten bei uns in Deutschland schon ab 16 Jahren erlaubt sind, dürfen die Bolivianer nach alter Tradition erst dann Koka kauen, wenn sie verheiratet sind. „Aber inzwischen sieht das allerdings keiner mehr so eng“, erzählt mir Medizinstudent Pablo. Aus seinem Rucksack zieht der 24-Jährige einen kleinen Beutel voller Kokablätter. „Wenn wir uns treffen und in Ruhe quatschen wollen, dann kauen wir auch oft gemeinsam Koka. Ansonsten trinkt man in der Stadt als Student heute vor allem Kaffee.“

Begleiter bis in den Tod

„Die Koka begleitet einen Menschen sein Leben lang“, erklärt Theologe Abraham Coloque. „Die gepflückte Koka wird unten auf den Boden gelegt, wo auch die Toten begraben sind, die getrocknete Koka wird oben in den Hütten verwahrt, wo auch die Menschen leben.“ Kokablätter sind übrigens auch eine typische Grabbeigabe. Und auch bei Trauerfeiern wird gemeinsam Koka gekaut.

Evos grüne Blätter

Präsident Evo Morales hätte sein Kampf für die Kokapflanze zweimal fast das Leben gekostet. In seiner Zeit als Kokagewerkschafter erreichte der von den USA initiierte war on drugs in der Region Chapare seinen Höhepunkt. 1988 wurde Don Evo auf dem Weg zu einer Gedenkveranstaltung nach dem Massaker von Villa Tunari von Polizeikräften entführt und schwer misshandelt. Mit Boden- und Lufttruppen war die Kleinstadt im Drogenkrieg damals angegriffen worden – zwölf Menschen starben, zahlreiche wurden verletzt. 1997 überlebte Morales den Angriff einer Spezialeinheit im Kampf gegen das Kokain nur knapp.

„Kauen Sie Koka?“

Im November 2012 fand letztmals eine Volkszählung in Bolivien statt. Neben Fragen zu Wohnsituation, Beruf und Familie wollte die katholische Kirche einen weiteren Punkt in den Fragebogen aufnehmen. „Kauen Sie Koka und wenn ja, wie häufig?“, sollte die Frage lauten. Deren Beantwortung hätte auch offen gelegt, wie viel Koka für den traditionellen Bedarf ungefähr benötigt wird. Die Regierung entschied sich dagegen, die Frage tauchte nicht auf. Auch mit den Drogenproblemen in Bolivien setzt sich die katholische Kirche immer wieder auseinander. Im Frühjahr 2013 erscheint ein landesweiter Pastoralbrief über Drogenhandel und Drogenabhängigkeit in Bolivien.

19. Danke

Ich habe eine einzigartige Reise hinter mir, die ich mein Leben lang nicht vergessen werde. Es gibt eine ganze Reihe Menschen, ohne die mein Abenteuer Bolivien nicht möglich gewesen wäre:

Ein besonders herzliches **Dankeschön** an die Heinz-Kühn-Stiftung für das Stipendium und insbesondere an Ute Maria Kilian, die mir jederzeit mit Rat und Tat zur Seite stand.

Bedanken möchte ich auch bei meinen Kollegen, ohne deren Einsatz und Mehrarbeit ich meine sechswöchige „Auszeit“ nie hätte in die Tat umsetzen können.

Danken möchte ich auch all den Menschen in Bolivien, die mir Einblicke in ihr Leben gewährt haben, die mich in ihren Alltag haben eintauchen lassen und deren Gastfreundschaft mich immer wieder überwältigt hat.

Und zum Schluss **danke** an Mira und Verena – für ihre wertvollen Kommentare und kritischen Anmerkungen zu meinen Kokaberichten... und Steffi – fürs Autorenfoto und das geduldige Kokablätter-Aufsammeln.